

«Retten Sie wenigstens
mein Kind»



Zeitzeugen des Zweiten Weltkrieges berichten

18-13



Zehn Frauen und Männer blicken zurück. Sie haben als Kinder, Studenten, junge Mütter oder Väter den Zweiten Weltkrieg auf unterschiedliche Art miterlebt: Die einen berichten von Ausgrenzung, Verfolgung, Flucht und Neuanfang in der Schweiz. Die andern erzählen vom Alltag in unserem Land während des Krieges: vom Dienst an der Grenze, der Begegnung mit Flüchtlingen. Die verschiedenen Blickwinkel, Erfahrungen und Gefühle dieser Zeitzeugen geben ein trauriges, aber auch ermutigendes Bild jener Epoche.



Schweizerisches Jugendschriftenwerk
Hotzstrasse 28, Postfach, 8042 Zürich
Telefon 01 362 24 00
E-Mail: office@sjw.ch
www.sjw.ch

ISBN 3-7269-1002-6

Monika Fischer

*«Retten Sie wenigstens
mein Kind»*

Zeitzeugen des Zweiten Weltkrieges berichten

Schweizerisches Jugendschriftenwerk, Zürich

von @ bis Zett 2

Vorwort

Was sollen Erlebnisse von Menschen, die mehr als 50 Jahre zurückliegen? Uns beschäftigen doch ganz andere Fragen! – Ist dem wirklich so?

Bei der Arbeit an diesem Buch haben mich die Gespräche mit den ehemaligen jüdischen Flüchtlingen besonders bewegt. Das Sprechen über die schmerzlichen Erinnerungen fiel ihnen schwer. Wenn sie es dennoch taten, geschah es aus dem einen Anliegen: Nie wieder darf etwas derart Schreckliches geschehen! Deshalb darf der Holocaust nicht vergessen werden.

Eindrücklich waren für mich auch die zeitgleichen Lebenserfahrungen in der Schweiz: Während ausserhalb der Grenzen Millionen von Menschen auf der Flucht waren oder umgebracht wurden, nahm der Alltag in unserem Land mehr oder weniger seinen gewohnten Gang. Neben der Angst vor einem möglichen Übergreifen des Krieges auf die Schweiz standen Berufslehre, Studium, Militärdienst, Heirat und Geburt der Kinder im Mittelpunkt. Was Krieg und Verfolgung wirklich bedeuten, konnten sich die wenigsten vorstellen.

Dies änderte sich durch persönliche Kontakte mit feindlichen Soldaten und Flüchtlingen. «Ich erkannte, dass es Menschen mit ähnlichen Gefühlen und Bedürfnissen sind wie wir. Das hat mich total verändert», meinte einer der Zeitzeugen.

Die Erfahrungen dieser Frauen und Männer sind aktuell wie eh und je: Auch heute gibt es Kriege. Auch heute werden Frauen, Männer und Kinder ausgegrenzt und aus ihrer Heimat vertrieben. Deshalb gehen die Erlebnisse der zehn betagten Menschen uns auch heute etwas an.

Ich danke den Zeitzeugen herzlich für ihre Offenheit.
Die Begegnungen mit ihnen haben mich berührt und bereichert.

Monika Fischer

Inhalt

Vorwort	2
Ilse Wyler-Weil	
<i>«Unser lieber Schnitz»</i>	4
Eine Frau, die als Kind das Konzentrationslager Auschwitz überlebt hat	
<i>Die Mutter hat uns gerettet</i>	10
Bernard Blaustein	
<i>«Wir gedenken nicht, Sie hier zu behalten»</i>	15
Lucie Stössel-Rawicz	
<i>Engel der Emigranten</i>	21
Margarethe Kohn-Wormser	
<i>«Ich hatte sehr viel Glück»</i>	27
Ulrich Götz	
<i>Ein harter Beruf</i>	32
Anne-Marie Im Hof-Piguet	
<i>Fluchtweg</i>	37
Cla Famos	
<i>Antikrieger</i>	44
Walter Baumann-Hilty	
<i>«Uns kann nichts passieren»</i>	51
Alfred A. Häsler	
<i>«Wer sich informierte, wusste, was los war»</i>	57



«*Unser lieber Schnitz*»

Meine ersten acht Lebensjahre wurden durch Hitler und den Nationalsozialismus geprägt. Am 21. Mai 1930 geboren, verbrachte ich die frühe Kindheit in Breisach in Süddeutschland. Der am Rhein gelegene Ort ist durch sein Münster berühmt. Unser Haus stand mitten im Städtchen. Mein Vater hatte eine Eisenwarenhandlung, in der vom Beil bis zum Kochherd alles zu haben war. An Allerheiligen kauften die Leute bei uns die Kranzständer für die Gräber.

Alles veränderte sich 1933 mit dem Boykott «Kauft nicht bei Juden». Von einem Tag auf den andern waren wir wie abgeschnitten. Am Vorabend hatten die Männer noch mit meinem Vater am Stammtisch Bier getrunken. Nun gingen sie ihm aus dem Weg.

Viele Leute reagieren komisch auf uns Juden. Obwohl ich Mitglied des Frauen- und des Kulturvereins bin, gehöre ich nicht ganz dazu. Wir leben wie auf einer Insel.

Judenboykott

Im Geschäft ging nach dem Boykott nichts mehr. Mit dem Velo fuhr mein Vater über Land. Im Rucksack hatte er Garbenbänder, Schleifsteine usw. und versuchte, diese Waren zu verkaufen. An manchen Tagen kam er mit leerem Portmonee nach Hause. Wenn er etwas verkaufen konnte, brachte er mir ein «Chrömlli» mit.

Trotz allem hatten wir es gut miteinander und fühlten uns nicht arm. Ich frage mich oft, wovon wir in jener Zeit gelebt haben. Ich kann es nicht sagen und auch niemanden mehr fragen.

Früher hatten wir Hausangestellte. Mit dem Boykott wurde den Christen die Arbeit bei Juden verboten. Nun musste meine Mutter alles selber machen. Die Festtage waren ihr sehr wichtig. Aus ihrer schwarzen Tasche nahm sie jeweils Geld und kaufte Zweige für das Laubhüttenfest. Noch heute rieche ich den Wachs, mit dem sie den Holzboden eingerieben hat. Wir feierten eindruckliche Feste in der Synagoge, zum Beispiel 1936 die Bar-Mizwa meines 13-jährigen Bruders. Diese Feier ist mit der Konfirmation oder Firmung bei den Christen vergleichbar. Meine Eltern gaben mir eine gute religiöse Grundlage, was für mein Leben ausschlaggebend wurde.

Ausgrenzung

Mitgeprägt hat mich auch die katholische Umgebung. Noch heute sehe ich die farbige Fronleichnam-Prozession, höre den Gesang, sehe die Gläubigen den Rosenkranz beten, rieche den Weihrauch. Das hat mir gefallen. Die Schule besuchte ich bei Klosterfrauen. Meine fünf Jahre ältere Schwester und ich durften nicht mit den andern Kindern zusammen sein, in der Pause mussten wir abgesondert im Hof spazieren. Wie das für uns war? Wir kannten nichts anderes.

Ab November 1938 durften wir die Schule nicht mehr besuchen. Es machte mir nicht viel aus. Ich war acht Jahre alt.

Die Eltern versuchten, ihre Sorgen vor uns zu verbergen. Trotzdem lebten wir in der ständigen Angst, abgehört zu werden. Ich habe diese Angst immer noch. Gegen die Juden herrschte Willkür. Wenn sie zum Beispiel angegriffen wurden, durfte die Polizei zwei Stunden lang nicht einschreiten. Ein Schulkamerad berichtete einmal, sein Vater sei bei einem elektrischen Schlag umgekommen.

Da stand ein anderer Junge auf und sagte: «Ich weiss warum, mein Vater hat den Strom früher als abgemacht wieder eingeschaltet.»

Die Rassengesetze verfeimten Frauen und Männer, die mit einem Juden oder einer Jüdin nähere Beziehungen hatten. So wurde mein Onkel von seiner christlichen Angestellten angezeigt, er habe ein Verhältnis mit ihr. Er kam ins Gefängnis und wurde dort umgebracht.

300-Kinder-Aktion

Niemand konnte sich vorstellen, was kommen würde. Wir lebten doch in Deutschland unter aufgeschlossenen und zivilisierten Menschen! Wenn die Familien zur Umsiedlung aufgefordert wurden, nähten die Mütter sorgfältig die Namen ihrer Kinder an die Wäschestücke. Dabei kamen die deportierten Menschen direkt in die Gaskammer! Es ist einfach unvorstellbar: Sechs Millionen Menschen wurden umgebracht, darunter eine Million Kinder. Weil er so etwas nie für möglich hielt, wollte mein Vater nicht auswandern wie viele andere. Einzig das Haus liess er nicht mehr renovieren. Er sagte: «Für die Deutschen genügt es so, wie es ist.»

Unauslöschar steht der 10. November 1938, die «Kristallnacht», vor mir. Doch kann ich nicht darüber reden. Es war der Tag, an dem in ganz Deutschland die Synagogen angezündet und alle jüdischen Männer des Ortes ins Konzentrationslager nach Dachau abtransportiert wurden. Auch mein Vater und mein Onkel waren dabei. Beide kamen zurück. Doch musste mein Vater später wegen angeblicher Vermögensdelikte ins Gefängnis.

Am Tag vor meiner Abreise kam er wieder nach Hause. Ich durfte im Rahmen der 300-Kinder-Aktion in die Schweiz fahren. Die Idee dazu ging vom Leiter eines Frankfurter Kinderheims aus. Isidor Marx hatte weltweit einen Aufruf zur Aufnahme jüdischer Kinder erlassen, weil diese in Deutschland nicht mehr die Schule besuchen durften.



Die Schweiz erklärte sich zur Aufnahme von 300 jüdischen Kindern zwischen 6 und 16 Jahren bereit. Zur Umsetzung dieses Projekts wurde das Schweiz. Kinderhilfswerk für Emigrantenkinder ins Leben gerufen.

Unsere Eltern meldeten mich und meine Schwester an. Es war ihnen wichtig, wenigstens uns in Sicherheit zu wissen.

Flüchtlingskind

Am 5. April 1939 gingen wir zum Bahnhof. Statt neben meiner Mutter lief ich an der Seite meiner Tante, weil sie mich faszinierte. Dies beschäftigte mich später, denn ich hatte an jenem Tag meine Eltern zum letzten Mal gesehen.

Die Schwester kam zu einer Kusine der Eltern nach Zürich. Ihr Sohn Leo Hofmann und seine Frau Lili nahmen mich auf. Es war am Osterfest. Ich sah das Brot im Haus und fragte verwundert: «Feiert ihr denn nicht Ostern?» Gemäss unserer Religion muss an diesen Tagen alles Gesäuerte aus der Wohnung entfernt werden. Mein Pflegevater holte für mich Matze, das ist ungesäuertes und ungesalzenes Brot.

Im neuen Schulhaus Hofacker in Zürich kam ich in die dritte Klasse. Eine Schulkollegin sagte später, ich hätte ihr sehr Leid getan, weil die andern nicht nett zu mir waren. Diese Bemerkung überraschte mich, hatte ich doch nichts davon bemerkt. Wahrscheinlich war ich abgehärtet, weil ich in Deutschland nie dazugehört hatte. Sehr gut erinnere ich mich dagegen an meine damalige Angst vor dem Turnen und dem Diktat und an die Hausangestellte, die mich nicht mochte.

Im Kinderheim

Als ich in der 4. Klasse war, wanderten meine Pflegeeltern mit ihren beiden Kindern nach Amerika aus. Ich kam in das jüdische Kinderheim Wartheim nach Heiden in der Ostschweiz. Die Pflegeeltern konnten mich wegen der beschränkten amerikanischen Einreisequoten nicht mitnehmen. Ob ich deswegen traurig war, weiss ich nicht mehr.



Im Kinderheim gefiel es mir sehr gut. Wir waren alle Flüchtlingskinder und wurden gleich behandelt. Die öffentliche Schule in Heiden weigerte sich, die 30 bis 40 Kinder vom Wartheim aufzunehmen. Deshalb wurden wir im Heim von Lehrer Ignaz Mandel unterrichtet. Was dieser Mann geleistet hat, war phänomenal. Ich werde ihn verehren, solange ich lebe. Er war zuständig für alle sieben Klassen und unterrichtete vier Sprachen: Deutsch, Hebräisch, die Sprache unserer Religion, Französisch wegen der Flüchtlingskinder aus Frankreich und Englisch im Hinblick auf unsere mögliche Auswande-

nung nach Amerika. Als einziger Mann im Heim hatte er es schwer. Auf die Schulzeiten wurde wenig Rücksicht genommen. Meine Badezeit – zu zweit in einer Wanne – war donnerstags um halb elf. Trotz strenger Disziplin gefiel es mir im Heim. Wir hatten ein geregeltes Leben und feierten am Freitagabend Gottesdienst. Nachher durften die älteren Kinder aufbleiben. Die Leiterin las uns aus der jüdischen Zeitung oder aus einem Buch vor.

In den Sommerferien fuhr ich jeweils zu meiner Schwester, die in einem Mansardenzimmer in Zürich wohnte. Sie schickte mir hie und da auch ein Päckli. Von meinem Pflegevater erhielt ich fünf Franken Taschengeld im Monat, das war viel. Ich hatte auch einen Freund im Dorf, Koni Sonderegger. Aber er sagte mir, er würde nie ein jüdisches Mädchen heiraten aus Angst, dass wieder so etwas Schreckliches passieren könnte wie die Verfolgung der Juden unter Hitler.

Letzte Nachrichten

Oft herrschte im Heim eine traurige Stimmung. Besonders, wenn ein Kind von seinen Eltern eine Karte mit der Mitteilung erhalten hatte, sie reisten in den Osten ab. Obwohl wir damals nicht wussten, was das bedeutete.

Bis 1942 erhielt ich regelmässig Karten von meinen Eltern. Auf der letzten stand der Satz: «Du bleibst doch unser lieber Schnitz.» Vater und Mutter wollten mir damit sagen, dass ich stets ihr Kind bleibe, komme, was wolle.

Meine Eltern und mein Bruder Alfred wurden 1942 nach Osten deportiert. Die Eltern wurden im Vernichtungslager Majdanek umgebracht.

Alfred kam ins berüchtigte Arbeitslager nach Lublin. Dort mussten die jungen Männer hart arbeiten. Wenn sie erschöpft und ausgehungert waren, wurden sie erschossen. So auch mein Bruder.

Aufmerksam und ungeduldig verfolgten wir die Ereignisse am Radio. Anfänglich meinten wir, der Krieg müsse am nächsten Tag zu Ende sein. In unsern Augen dauerte er unendlich lang.

Aus der Zeit in Heiden habe ich bis heute sehr gute Freunde. Dazu gehört Dr. Ruth Westheimer, eine Persönlichkeit und anerkannte Sextherapeutin. Ich besitze einen Schlüssel zu ihrer Wohnung in New York.



Nach dem Krieg

Meine Pflegeeltern sorgten aus der Ferne gut für mich. Ich wohnte bis zum 1. November 1944 im Kinderheim. Um noch mehr zu lernen, kam ich danach in die «Ecole d'humanité», die sich damals noch am Schwarzsee FR befand. Dort erlebte ich am 8. Mai

1945 das Kriegsende. Unser Leben war sehr einfach, ja primitiv. Trotzdem war es für mich eine wunderbare Zeit. Die erfahrene Toleranz, unabhängig von Rasse und Religion, hat mein Leben geprägt.

Mit der ganzen Ecole zog auch ich auf den Hasliberg BE und blieb bis 1946 dort.

Danach besuchte ich in Zürich eine einjährige Handelsschule. In der ehemaligen Hauswirtschaftslehrerin meiner Schwester, Carol Louise, hatten wir beide eine wunderbare Freundin. Sie half und unterstützte uns, wo sie nur konnte. Wir nannten sie deshalb «Müeti».

Zuerst arbeitete ich bei einer Versicherung, später in der jüdischen Flüchtlingshilfe in Zürich. Auf dem jüdischen Wizo-Ball lernte ich 1949 meinen Mann Max Wyler kennen. Ich hatte nur ein Mal mit ihm getanzt und sagte am nächsten Tag zum Müeti: «Du, der will mich heiraten.» Ich war 19 Jahre alt. Im gleichen Jahr heirateten wir.

Nun leben wir mehr als 50 Jahre zusammen und konnten unsere goldene Hochzeit feiern. Die vier Kinder und der Pflegesohn sind längst erwachsen. Sie haben alle Arbeit und ihren Lebensweg gefunden. Gott sei Dank konnte ich ihnen das Vertrauen in das Geführt- und Getragenwerden weitergeben. Das freut mich vor allem, sind doch der jüdische Glaube und die jüdische Tradition der feste Boden, auf dem ich mein Leben gestalte.

Mein Mann und ich arbeiten beide noch im Geschäft, im Viehhandel. Es ist gut, auch im Alter eine Aufgabe zu haben.

Wenn ich zurückblicke, bin ich dankbar und zufrieden mit meinem Leben. Immer wieder bin ich Menschen begegnet, die mir viel bedeuten und die mich tragen.



Ich wache gern auf. Jeden Tag fühle ich mich wie neugeboren. Am Morgen spüre ich eine Kraft, mit der ich Berge versetzen könnte.

Vor zwei Jahren war dies anders. Ich hatte keine Lebensfreude mehr und konnte nicht mehr richtig denken. Oft hatte ich eine Vision: Ich stand vor einem Scheiterhaufen und musste die Klötze aufeinanderschichten. Doch es gelang mir nicht. Der Holzstoss fiel immer wieder in sich zusammen. Dieses Bild zeigte mir, dass ich etwas unternehmen musste. Es gab Dinge in meinem Leben, mit denen ich nicht fertig wurde. Mit einem Arzt konnte ich über die dunklen und schmerzvollen Zeiten meiner Kindheit reden.

Eine rohe Kartoffel

Noch etwas anderes beschäftigte mich. Aus unerklärlichen Gründen hasste ich alte Leute. Selber habe ich kein Problem mit dem Älterwerden.

Die Gespräche mit dem Psychiater führten mich in die Zeit im Konzentrationslager zurück. Ich sah mich als kleines Mädchen in ärmlichen Kleidern vor der Baracke an der Sonne sitzen. Mit letzter Kraft nagte ich an einer schmutzigen, ungeschälten Kartoffel. Es war das Einzige, was wir als Tagesration zu essen bekamen. Abgemagerte «alte» Leute zogen in zerlumpten Kleidern an mir vorbei und stahlen meine Kartoffel. Sie wollten überleben. Uns Kindern gaben sie keine Chance...

Ich habe es mit sechs Jahren geschafft und überlebt. Meine Abneigung gegenüber alten Leuten geht auf diese schlimmen Erfahrungen im KZ zurück, obwohl die vermeintlich Alten wahrscheinlich erst 30-, 40-jährig waren. In ihrem schlechten Zustand kamen sie mir uralt vor.

Im KZ habe ich auch die Vergewaltigung meiner Mutter miterlebt. Noch heute höre ich ihre ersticken Schreie und spüre den Schmerz, das Elend und die Verzweiflung.

Nach neun Monaten bekamen wir einen kleinen Halbbruder. Meine Mutter hat auch dieses Kind angenommen und geliebt.

Später hat sie uns verboten, über diese schreckliche Zeit zu reden. Sie hatte Angst, alle die Grausamkeiten könnten sich wiederholen, und wollte uns Kindern ein schönes, sorgenfreies Leben ermöglichen.

Sie war eine wunderbare Frau und Mutter. Stets voller Hoffnung, hat sie ihren drei Kindern das Leben gerettet. Das war ihr Lebenswerk.

Erst seit ihrem Tod kann ich über die schlimmen Ereignisse meiner Kindheit sprechen. Doch möchte ich aus Rücksicht auf meine Verwandtschaft anonym bleiben.

Ausgewiesen

1937 bin ich einen halben Tag nach meiner Zwillingschwester geboren. Meine Mutter war von ihrer Familie verstossen worden, weil sie einen deutschen Juden geheiratet hatte. Zudem verlor sie durch ihre Heirat das Schweizer Bürgerrecht. Deshalb wurden wir bei Kriegsausbruch 1939 aus der Schweiz ausgewiesen.

Mein Vater wurde bald von den Nazis festgenommen und blieb verschollen. Die Mutter suchte mit uns in Deutschland Zuflucht in jüdischen Kreisen. Kurze Zeit besuchten wir eine Art Kindergarten. Wir mussten den gelben Judenstern tragen und sollten am Morgen «Heil Hitler» rufen. Wir weigerten uns und wurden dafür bestraft.

Zu spät realisierte meine Mutter, was los war. Auf der Flucht vor den Nazis hetzten wir durch das Land. Tagsüber lagen wir in Gräben und Wäldern. Nachts versuchten

wir weiterzukommen. Manchmal klopfen wir bei Bauern an und baten um Unterschlupf. Oft wurden wir aus Angst vor der Rache der Nazis abgewiesen. Der Albtraum meiner Kindheit verfolgte mich mein ganzes Leben. Noch mit über vierzig Jahren schrie ich nachts beim Brummen eines Flugzeugs auf.

Ein Wunder

Eines Tages wurden wir festgenommen und auf einen Lastwagen geschmissen. Mit dem Zug wurden wir abtransportiert, ins KZ Auschwitz.

Ich weiss noch, wie rasch sich die Frauen in den Baracken organisierten. Die einen besorgten die Wäsche, die andern beaufsichtigten uns Kinder.

Warum gerade wir überlebt haben, weiss ich nicht. Es war wie ein Wunder. Sicher hatte es mit unserer Mutter zu tun. Sie war hübsch, intelligent und hatte eine starke Ausstrahlung. Wegen ihrer Sprachkenntnisse musste sie oft auf der Kommandatur übersetzen und hat uns wohl damit das Leben gerettet. Im schlimmsten Elend sagte sie manchmal: «Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.»

1945 wurden wir von den Amerikanern befreit. Wir waren halb tot und lagen nur noch da. Einer der letzten Transporte des Internationalen Roten Kreuzes brachte uns in die Schweiz. Eine Krankenschwester wollte mir eine Banane geben. Ich wusste nicht, was das war, und sagte: «Ich will diese gelbe Wurst nicht.»

In Konstanz machte der Zug einen längeren Halt. Ich sehe noch die Leute am Stacheldraht stehen in der Hoffnung, Verwandte zu finden. Meine Schwester wurde an die frische Luft getragen und kam mit einem vierblättrigen Kleeblatt zurück. Die Mutter sagte trotz ihrer Erschöpfung lächelnd: «Das wird uns bestimmt Glück bringen.» Am gleichen Tag wurden wir auf den Sonnenberg bei Luzern gebracht. Dort blieben wir ungefähr ein Jahr. Wir wurden von Krankenschwestern und Ärzten aufgepäppelt, bis wir wieder auf beiden Beinen stehen konnten.

Später habe ich einmal ein Foto von uns aus jener Zeit gesehen. Wir waren nur noch Haut und Knochen. Nach dem Tode meiner Mutter suchte ich das Album. Es war verschwunden.

Einmalige Kräfte

Was ich heute empfinde, wenn ich an meine Kindheit zurückdenke?

Lange Zeit hatte ich eine eigenartige Vision: Ich stand vor einer Wandtafel. Die Ereig-

nisse jener schrecklichen Jahre waren darauf aufgezeichnet, aber mit einem Schwamm wieder weggewischt worden. Ich sah nur noch die Spuren.

Nie spüre ich Hass auf die Menschen, die uns dies alles angetan haben. Wenn deutsche Freunde mir gegenüber ein schlechtes Gewissen haben, tröste ich sie mit den Worten: «Ich will nicht, dass ihr euch schuldig fühlt. Eure Verantwortung ist das Jetzt und nicht die Vergangenheit, in der ihr nicht gelebt habt.»

Wenn ich nun aus Distanz zurückblicke, wird es mir fast unheimlich, was ein Kind ertragen kann. Das Elend weckte einmalige Kräfte in mir. Diese halfen mir, nicht aufzugeben, sondern immer wieder weiterzumachen.

Eine richtige Familie

Die Mutter zog mit uns an ihren früheren Wohnort und fand dort Arbeit. Ihre Familie wollte nach wie vor nichts von uns wissen. Die Schwester hätten die Verwandten zwar aufgenommen. Doch mich wollten sie nicht, da ich meinem Vater glich. So blieben wir zusammen.

Als mein Vater zwölf Jahre verschollen war, wurde meine Mutter zur Kriegswitwe erklärt. Nach ihrer Heirat mit einem Schweizer Musiker waren wir wieder eine richtige Familie. Ich erlebte eine sorglose Jugendzeit, hatte schöne Kleider, zeichnete, spielte Klavier und besuchte das Gymnasium. Schon mit 17 machte ich die Matura und studierte anschliessend Medizin.

An der Uni verliebte ich mich in einen Mitstudenten und heiratete. Wegen seiner Lungenkrankheit brauchte mein Mann Höhenluft. Deshalb zogen wir 1958 an einen kleinen Ort auf dem Land, wo ich noch heute wohne.

Viele Jahre lebte ich ganz für meine Familie. Ich schätzte das einfache, naturnahe Leben, musizierte mit den zwei Töchtern und dem Sohn und schrieb Geschichten für sie. Meine Anregungen für kreatives Werken in der Schule wurden gut aufgenommen. Oft war ich als Kursleiterin in der Lehrerfortbildung unterwegs. Daneben engagierte ich mich in der Politik als Gemeinderätin.

Begegnung

Ich war über 40, als ich durch einen Rechtsanwalt von meinem Vater hörte. Er hatte den Krieg überlebt! Als Kind hatte ich dies immer gehant, doch niemand glaubte mir. Nun war er alt und krank und wollte Frau und Töchter wieder sehen. Für unsere Mutter war dies sehr schwierig, da sie mit einem andern Mann verheiratet war. Sie entschloss sich, einen Strich unter ihre Vergangenheit zu ziehen und ihn nicht zu treffen. Dies kränkte meinen Vater sehr. Er hatte meine Mutter innig geliebt.

Er erkannte mich sofort, da ich ihm ähnlich sehe, nannte mich bei meinem früheren Kosenamen und sprach Jiddisch mit mir. Obwohl ich diese Sprache nie gelernt hatte, verstand ich ihn.

Nie sprach er über die Jahre, in denen er als verschollen galt. Vielleicht hatten ihn die Nazis einer Gehirnwäsche unterzogen, vielleicht war das Erlebte zu grauenhaft, um darüber zu berichten. Wir wussten nur, dass er aus dem KZ fliehen konnte und sich ein «Stehaufmännchen» nannte. Seine schwarzen Fingerkuppen bezeichnete er als «Weihnachtsgeschenk» der Nazis. Sie hatten ihn an Weihnachten gezwungen, die Finger über zehn brennende Kerzen zu halten. Er muss zehn Mal mehr durchgemacht haben als wir. Dies zeigten auch andere Spuren an seinem Körper.

Der Kontakt mit meinem Vater war schwierig. Als Kind hatte ich nicht lange mit ihm gelebt und ihn später idealisiert. Jetzt hatte ich es mit einem alten, gebrechlichen und verbitterten Mann zu tun. Er konnte nach dem Krieg nicht mehr in seinem Beruf als Arzt und Wissenschaftler arbeiten. Mit einem Freund hatte er im Autohandel viel Geld verdient. Nun glaubte er, mich und meine Schwester mit seinem Reichtum kaufen zu können.

Die späten Begegnungen mit meinem Vater enttäuschten mich sehr. Viele unbeantwortete Fragen hat er mit ins Grab genommen.

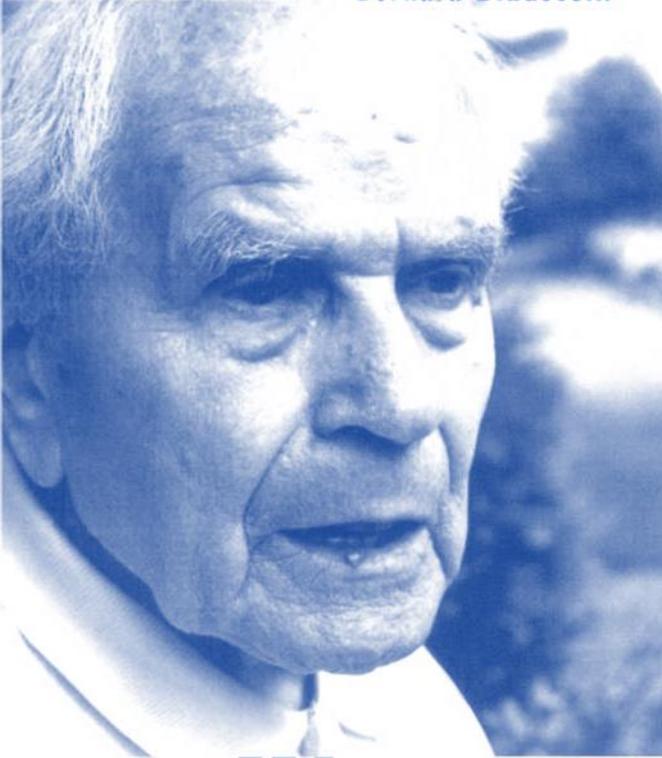
Neue Ausblicke

Dazu kamen weitere Schwierigkeiten: Nach 28 Ehejahren verließ mich mein Mann. Es war ein gewaltiger Schock für mich. Ich war sehr traurig. Mit der Unterstützung eines Freundes nahm ich mein abgebrochenes Studium wieder auf und schloss es mit dem Dokortitel ab.

Bei neuen Aufgaben kann ich meine ganze Energie und Kreativität einsetzen. Am wichtigsten ist mir das Zusammensein mit Menschen, die ich mag. Noch immer steht die Familie im Mittelpunkt meines Lebens. Daneben spiele ich leidenschaftlich Golf. Dabei kann ich alles andere vergessen und bin glücklich.

Obwohl in meinem Leben vieles dunkel und traurig war, habe ich Tür um Tür geöffnet und bin weitergegangen.

Bernard Blaustein



«*Wir* gedenken nicht,
Sie hier zu behalten»

«Bernard, verschwinde, die Nazis wollen dich holen!», warnte mich ein Freund. Es war 1938, wenige Tage nach Hitlers Einmarsch in Wien.

Mein politisches Engagement hatte mit meiner Kindheit und Jugend zu tun. Mein Vater starb 1910, als ich kaum fünf Jahre alt war. Die Mutter konnte uns nicht allein durchbringen. Deshalb wuchs ich bei Pflegeeltern und im Kinderheim auf. Ich kann mich noch gut an den Ersten Weltkrieg (1914-18) erinnern. Nichts als Mais gab es damals zu essen: Maisbrot, Maisbrei – alles war aus Mais. Eine ganze Nacht wartete ich einmal auf dem Markt für ein Kilo Kartoffeln. Aus Schwäche brach ich zusammen und wurde zur Polizei gebracht. Dort erhielt ich Gulasch. Noch heute weiss ich genau, wie das schmeckte...

Ich war ein guter Schüler. Sogar auf der Strasse habe ich gelesen. Doch hatte ich als Kind armer Leute und als Jude wenig Möglichkeiten. Ich erlernte den Beruf eines Hut-machers. In der sozialistischen und kommunistischen Jugendbewegung kämpfte ich für ein besseres Leben. Als Leiter der Jungpioniere der Arbeiterhilfe führte ich Jugendlager durch. Wir wanderten, spielten, organisierten Sprechchöre, sangen und inszenier-ten Theateraufführungen gegen den Krieg.

Einsatz für ein besseres Leben

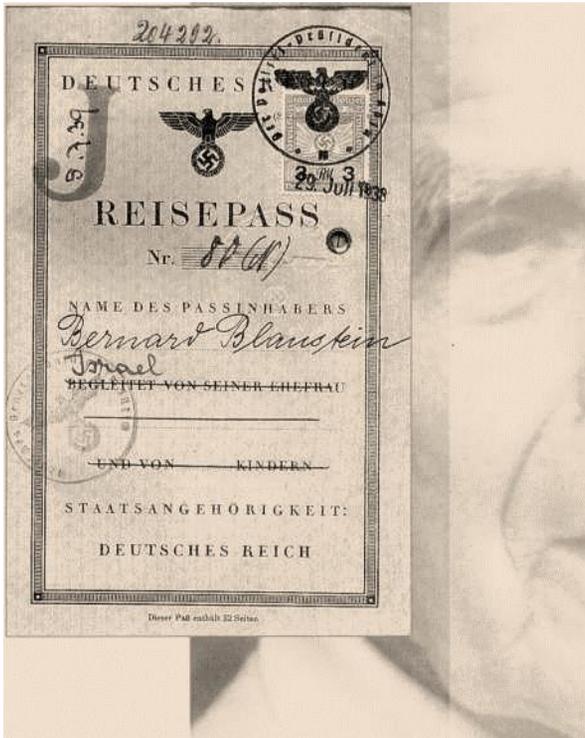
Ich prangerte Missstände wie die Prügelstrafe in der Schule öffentlich an und schlug Verbesserungsvorstellungen vor. Die Arbeiter ermutigte ich zum Kampf um bessere Löhne. Die russische Nachrichtenagentur Tass stellte mir einen Fotoapparat zur Verfügung. Damit knipste ich für sie Bilder vom Leben in Wien aus den Elendsquartieren der Arbeiter. Ich habe viel unternommen und dabei interessante Leute kennen gelernt.

Der Regierung passte mein Engagement nicht. 1934 wurde ich erstmals verhaftet und ins Anhaltelager für sozialistische und kommunistische Funktionäre nach Wollersdorf gebracht. Dort war auch der spätere Präsident Österreichs, General Körner, inhaftiert. Nach neun Monaten wurde ich entlassen und arbeitete als Hilfsarbeiter. Unter falschen Beschuldigungen kam ich 1936 wieder für ein halbes Jahr ins Lager. Nach meiner Frei-lassung musste ich mich täglich bei der Polizei melden. Nach Hitlers Einmarsch An-fang Juli 1938 in Wien war ich neben meinen politischen Aktivitäten auch als Jude ge-fährdet.

Flucht in die Schweiz

Wie ich schon sagte, warnte mich ein Freund und riet mir zur Flucht. Diese musste ich gut planen, da mir die Polizei den Pass bei meiner ersten Verhaftung weggenommen hatte. Ich tarnte die Flucht als Ausflug und fuhr mit dem Zug von Wien über Aachen nach Köln. Dort wurde ich verhaftet, weil mich ein alter Bekannter zufällig auf der Strasse getroffen und erkannt hatte. Das war vor der Zerstörung der Synagogen durch die Nazis. Die jüdische Gemeinde hatte damals noch Einfluss und erwirkte durch einen Anwalt meine Freilassung. Sie schenkte mir zehn Mark und eine Fahrkarte nach Mail-land. Bei der Polizei musste ich unterschreiben, das Land unverzüglich zu verlassen. Auf mein Drängen bekam ich einen deutschen Pass. Sonst wäre ich nach Dachau ins Konzentrationslager gebracht worden.

Ich setzte mich in den Zug Richtung Süden – und stieg in Zürich aus. Das war am 29. Juli 1938.



Im Flüchtlings- und Arbeitslager

Ein Freund nahm mich auf. Erst nach ein paar Wochen meldete ich mich bei der Flüchtlingshilfe und bei der Polizei. Diese wollte mich sofort an die Grenze stellen. Der damals einzige jüdische Nationalrat, Dr. Farbstein, setzte sich für mich ein. Die dreimonatige Aufenthaltsbewilligung konnte ich immer wieder erneuern. Ich kam ins Flüchtlingslager nach Fällanden ZH, später ins Lager Wiesenschwändi in der Nähe von Ägeri SZ. Wir durften nicht arbeiten, sassen den ganzen Tag herum, rauchten und lasen Zeitungen. Die Leute vom Dorf waren sehr nett, brachten uns Äpfel und diskutierten mit uns.

Auch meine Verlobte aus Wien besuchte mich. Als Christin konnte sie Österreich ohne weiteres verlassen. Durch die Caritas kam sie später nach England. Wir schrieben uns lange – bis sie einen andern Mann kennenlernte. Ich musste es hinnehmen, schliesslich war damals eine Ehe zwischen Christen und Juden unter Strafe verboten.



Im August 1940 wurde ich ins Arbeitslager Felsberg bei Chur gebracht und im Strassenbau eingesetzt. Wir stiessen Schubkarren, schaufelten und planierten. Auf der einen Seite arbeiteten internierte Franzosen, auf der andern wir Juden. Für unsere Arbeit erhielten wir im Tag Fr. 1.25. Ein Franken wurde uns für später gutgeschrieben, 25 Rappen blieben als Taschengeld.

Wegen der mangelhaften Ernährung in meiner Kindheit hatte ich Magenprobleme. Deshalb wurde ich im Dezember 1940 ins «Koscherlager» Schauenburg BL versetzt. Dort wurde gemäss jüdischer Religionsvorschrift kosher = rein gekocht. Ich arbeitete in der Küche und erhielt täglich eine Extraration Milch.

Für meine Kollegen musste ich Freizeitangebote organisieren: Ein Lagerteilnehmer gab den interessierten Insassen einen Englischkurs, ein Pianist spielte ein Klavierkonzert. Auch Schweizerinnen und Schweizer lud ich ins Lager ein. Dabei lernte ich interessante Leute kennen und knüpfte Beziehungen. Einmal wurde ich von der Flüchtlingsmutter Gertrud Kurz eingeladen. Durch ihre Vermittlung konnte ich der Polizei Vorschläge für Verbesserungen im Lager machen.



Zum Vater gewählt

1943 wurde ich in die Gemeindegüche der Flüchtlingshilfe nach Zürich abkommandiert. Dort lernte ich meine Frau Ita Helfand kennen. Sie war ihrem geflüchteten Mann nach Paris gefolgt. Kurz vor der Geburt der Tochter wurde er 1941 nach Auschwitz deportiert und vergast. Der jungen Mutter gelang mit dem Säugling die Flucht in die französische Schweiz.

Sie lebte dort mit dem Kind in einem Lager. Ich begegnete ihr bei ihrem Besuch unserer Flüchtlingsküche.

Eigentlich war es das Kind, das mich zum Vater wählte. Die Zweijährige lief mir ständig nach und plapperte «Papapapa».



Die Schweizer wollten die jüdischen Flüchtlinge loswerden. In regelmässigen Abständen erhielt ich Briefe von der Fremdenpolizei. Dort hiess es: «Wir gedenken nicht, Sie hier zu behalten. Sie müssen das Land verlassen.» Ich liess mich da-

von nicht abschrecken, hatte keine Angst und vertraute meinen guten Beziehungen. Tatsächlich fand ich im richtigen Augenblick immer wieder Menschen, die sich für mich einsetzten. Zu ihnen gehört der Rechtsanwalt Dr. Lutz, der meine Niederlassungs- und Arbeitsbewilligung durchsetzte. Denn zurück wollte ich auf keinen Fall.

Deportationen

Nach und nach erfuhr ich durch Flüchtlinge von den Deportationen der Juden. Meine Mutter war am 26. Februar 1941 von der Gestapo in Wien nach Opole in Polen verschickt worden. Auf einigen Postkarten beschrieb sie mir verschlüsselt auf Jiddisch ihre schwierige Situation. Bald blieben die Nachrichten aus. Was mit meinem Halbbruder und seiner Familie geschehen war, erfuhr ich erst nach dem Krieg. Auf einem Blatt des Internationalen Suchdienstes vom Roten Kreuz steht:

Richard Nemet. Geboren 19. Dezember 1939.

Evakuiert nach Minsk 2. Juni 1942. Grund: Jude.

Es ist das letzte Dokument der jungen Familie meines Halbbruders Leo.

Neue Existenz

Erst 1951 erhielt ich eine offizielle Arbeitsbewilligung. Zwanzig Jahre arbeitete ich in einer Wellpappenfabrik, danach bis zu meiner Pensionierung als Magaziner in einer Spielwarenfabrik. Die Arbeit war teilweise sehr schwer. Von meinen Kollegen liess ich mir nicht alles gefallen, sondern wehrte mich. Meine Chefs waren zufrieden mit mir. Zum Abschied bekam ich einen Kupferteller.

Vor ein paar Jahren ist meine Frau, dann meine Adoptivtochter gestorben. Diese hatte an der ETH Zürich und in Israel Chemie studiert und war als Forscherin in der halben Welt herumgereist. Meine zwei Grosskinder mit ihren Familien in Israel habe ich schon mehrmals besucht, das letzte Mal mit 93 Jahren.

Seit 1994 lebe ich nun im jüdischen Altersheim. Nach dem Tode meiner Frau und einem leichten Schlaganfall blieb mir nichts anderes übrig. Trotz meiner angeschlagenen Gesundheit bin ich noch aktiv. Ich kümmere mich um meine Mitbewohner, lese mehrere Zeitungen, höre Vorträge, pflege Kontakte und schreibe. Hier ein Beispiel aus meinem Wörterbuch in Reimen:

*«Der Arbeiter gleicht einer Kuh, denn man melkt ihn immerzu.
Beziehungen, die brauchen wir, denn sie öffnen manche Tür.
Billig ist ein guter Rat, doch viel besser ist die Tat.
Ehrgeiz stachelt den Menschen an, dass er sein Ziel erreichen kann...»
Schade, dass niemand meine Texte drucken will!*

Alles in allem hatte ich noch Glück. Es gab viele gute Beziehungen, und ich konnte mich immer wehren. Gern hätte ich noch mehr getan, um meine Familie zu retten. Aber ich musste lernen, die Realitäten zu akzeptieren.

Entsprechend lautet mein Lebensmotto:



*«Wenn du etwas ändern kannst, dann tue es und versuche
zu akzeptieren, was du nicht ändern kannst.»*

Lucie Stössel-Rawicz



Engel der Emigranten

Ich bin allein und habe niemanden mehr. Deshalb lebe ich zurückgezogen im Altersheim. Die meisten Fotos und Bücher habe ich Bekannten zum Aufbewahren gegeben. Viele Erinnerungen sind damit verbunden. Es schmerzt zu sehr, sie immer wieder aufzufrischen. Weshalb ich trotzdem von meinem Leben erzähle? Es geht nicht um mich, sondern um meine Freundin Elisabeth Birsinger. In Verbindung mit ihrer Tätigkeit bei der Zürcher Fremdenpolizei hat sie während des Krieges zahlreichen Menschen das Leben gerettet und wurde deshalb «Engel der Emigranten» genannt.

Modezeichnerin

Am 6. Juni 1911 bin ich in Wien 6 in der Wohnung meiner jüdischen Eltern an der Gumpendorferstrasse 55 geboren. Mein Vater starb schon im November 1912 an einer Herzkrankheit. Meine Mutter führte eine Papeterie. Mit der Unterstützung einer Tante zog sie mich allein auf. Mir zuliebe hat sie nicht mehr geheiratet. Meine Kindheit war sehr gut, die Mutter wollte nur das Beste für mich.

Wie die Noten zeigen, war ich eine gute Schülerin. Schon als Kind zeichnete ich viel und gern. In einem Kästchen habe ich noch einige Zeichnungen aus meiner Primarschulzeit aufbewahrt. Nach der Volksschule besuchte ich die neue Wiener Handelsakademie. In verschiedenen Kursen und an der Frauen-

Akademie für freie und angewandte Kunst bildete ich mich zur Schneiderin und Modezeichnerin aus. Darauf bekam ich eine Lehrstelle im bekannten «Wiener Chic», wo ich eine hervorragende Ausbildung genoss.

Schweizer Kundschaft

1934 richtete ich ein Atelier ein und hatte bald viele Kunden in der Schweiz, in Österreich, Holland und Deutschland. Für sie zeichnete ich Modelle für Schürzen, Hemden, Blusen usw. Meine Mutter half mir bei den schriftlichen Arbeiten und beim Versand der Zeichnungen. Mit dem Schweizer Kunden Ott besuchte ich mehrmals Modeschauen in Paris. Aus dem Gedächtnis musste ich Modelle für ihn nachzeichnen. Dies gefiel mir sehr, bekam ich doch dadurch viele Ideen für eigene Arbeiten. Mein Auftraggeber war mit mir stets zufrieden.

Im Frühling 1938 trug ich in seinem Büro in Zürich die Zeichnungen der gekauften Modelle in das Lagerbuch der Firma ein. Die Fremdenpolizei hatte davon erfahren. Ein Beamter fragte nach meiner Arbeitsbewilligung. Da ich keine vorweisen konnte, nahm er mir meinen Pass ab. Er sagte, er werde ihn erst vor meiner Rückreise zurückgeben. Vergebens versuchte mein aufgebrachter Arbeitgeber, durch seinen Anwalt eine Arbeitsbewilligung für mich zu erhalten. Ich musste am Abend wegfahren. Es war ungefähr vier Tage vor Hitlers Einmarsch in Wien.

Gefahr

Nach meiner Heimkehr setzten sich Mutter und Tante mit unseren jüdischen Nachbarn zusammen. Sie machten sich grosse Sorgen um ihre Zukunft. Mein Verlobter David Stössel rief aus London an, wo er als Kunsthändler geschäftlich zu tun hatte. Er war verwitwet,

wohnte mit seinen beiden Söhnen in Prag und wollte mich angesichts der drohenden Gefahr durch die Nationalsozialisten sofort heiraten. Ich war einverstanden. David riet meiner Mutter, das Geschäft zu schliessen und Wien so rasch wie möglich zu verlassen. Doch sie wollte bleiben. In Wien war sie zu Hause, das Geschäft war ihre Existenz.

Schon in den nächsten Tagen wurde mit grossen Buchstaben «Jude» auf die Schaufenster gemalt. Ein junger Bursche stand vor der Tür und hielt die Käufer vom Betreten des Ladens ab. Mutter und Tante hatten grosse Angst, war doch der Geschäftsnachbar ein Nazi. Bald darauf besetzte die Polizei das Geschäft.

Gedemütigt

Als ich in der Stadt die Papiere für meine Hochzeit besorgen wollte, wurde ich unterwegs angehalten. Zusammen mit andern Jüdinnen und Juden wurde ich gezwungen, auf den Knien die Strasse zu waschen. Eine schreckliche Demütigung! Die Umstehenden fluchten und lachten uns aus. Wenn wir eine Pause machen wollten, traten sie uns mit Füssen.

Ich bekam einen fürchterlichen Ausschlag.

Mit Mühe erhielt ich schliesslich meine Papiere. Mutter und Tante wollten in Wien bleiben. So fuhr ich im Juni allein nach Prag. Da ich nur ein Visum für wenige Tage hatte, mussten wir so rasch wie möglich heiraten, sonst wäre ich aus der Tschechoslowakei ausgewiesen worden. Im letzten Moment, die Hochzeitszeremonie hatte schon begonnen, zeigte sich ein Hindernis: Der Beamte im Stadthaus sprach nicht Deutsch, ich verstand nicht Tschechisch. Damit die Trauung gültig wurde, holte mein Mann in aller Eile einen Geschäftsfreund als Dolmetscher. Das war eine komische Situation.

Flucht ...

Bald fühlten wir uns auch in Prag nicht mehr sicher. Deshalb flogen wir nach Brüssel und fuhren später mit dem Zug in die Schweiz. Bei der Passkontrolle meinte der Zöllner: «Sie tun mir Leid, heute hat Hitler am Radio die Ausrottung aller Juden angekündigt.» Uns wurde angst und bange. Vor allem machten wir uns Sorgen um meine Mutter und meine Tante.

Wir wohnten in einer möblierten Wohnung an der Ottikerstrasse und lebten von dem Geld, das ich früher in der Schweiz verdient hatte. Nach Ablauf unserer Aufenthaltsbewilligung mussten wir im Februar 1939 nach Prag zurückkehren. Kurz darauf marschierten Hitlers Soldaten in die tschechische Hauptstadt ein. Da mein Mann wegen seiner früheren geschäftlichen Beziehungen zu Russland verhaftet werden sollte, bemühte er sich beim französischen Konsulat um eine Ausreisewilligung. Nur er bekam einen Pass und fuhr deshalb

allein nach Paris. Von dort liess er mir die Nachricht zukommen, dass ich bei der SS in Pilsen für 10'000 Kronen eine Ausreisewilligung kaufen könne. Ich reiste nach Wien zurück, wo ich meine Mutter und meine Tante zum letzten Mal sah. Sie wurden später deportiert und umgebracht.

... über Frankreich...

Da Juden für Italien kein Visum brauchten, fuhr ich nach San Remo. Dort traf ich meinen Mann und lernte Familie Gara aus Prag kennen. Die Frau war Christin, der Mann Jude, die beiden Kinder waren christlich erzogen. Mein Mann hatte ein Visum für die Schweiz bekommen. Während er unsere Wohnung in Zürich auflöste, wurde die Lage in Italien kritisch für uns. Mir wurde geraten, nach Vichy in Frankreich zu fahren. Dort traf ich die Garas wieder und wohnte mit ihnen zusammen. Ich hatte kein Geld, sprach dafür gut Französisch, sodass wir uns gegenseitig helfen konnten.

Ich litt sehr unter der Trennung von meinem Mann. Drei Jahre versuchten wir vergebens, zueinander zu kommen. Er bekam kein Visum für Frankreich, ich keines für die Schweiz. Als die Deutschen auch in den bisher unbesetzten Teil Frankreichs eindrangten, zogen wir weiter nach Annecy-le-Vieux, wo wir Unterkunft in einer alten, leer stehenden Villa fanden. Die Leute der umhlegenden Bauernhöfe waren sehr nett. Sie brachten uns Lebensmittel und Fleisch.

Es war ein wunderschönes Geschenk, als mich mein Mann für ein paar Tage besuchen konnte. Ich hoffte sehr, ihm bald nach Zürich folgen zu können. Doch es kam anders. Die Deutschen hatten den Befehl erlassen, alle Juden auszuliefern. Ein bekannter Polizist holte mich mit dem Velo ab. Diese Gemeinheit: Früher war er nett gewesen, nun half er uns einsperren! Meine Papiere wurden mir abgenommen. Freunde brachten mir einen Koffer mit Kleidern. Wir waren 17 Personen und sollten nach Lyon gebracht werden. Die Nächte verbrachten wir im Gefängnisturm, tagsüber warteten wir auf der Polizeistation. Zum Mittagessen wurden wir unter Polizeibewachung zu den «Soupes populaires» (Volksküche) geführt.

... in die Schweiz

Eines Morgens kamen zwei aneinander gekettete junge Männer zu uns. Sie waren an der Schweizer Grenze aufgegriffen und den Franzosen ausgeliefert worden. Dies zeigte uns, woran wir waren. Bei der Rückkehr vom Essen wurde einer der jungen Männer ohnmächtig. Die Polizisten kümmerten sich um ihn. Ich nutzte die Gelegenheit und



rannte ins Geschäft eines mir gut bekannten Coiffeurs. Als die Luft rein schien, schickte mich dieser in die Wohnung zu seiner Frau. Bereits verfolgten mich die Polizisten. Dank der zwei Bahnhofsausgänge gelang es mir zu entkommen.

Die Tochter des Coiffeurs benachrichtigte meine Freunde in Annecy. Gemeinsam berieten wir am Abend, was wir zu meiner Rettung tun könnten. Wir zogen einen bekannten Lehrer ins Vertrauen, der mich in seinem Haus versteckte. Später verschaffte er mir und dem ebenfalls gefährdeten Herrn Gara Papiere und organisierte unsere Flucht in die Schweiz. Ein Schlepper führte uns in der Nähe von Genf ein Stück weit in den Wald und wies uns an, durch den Bach über die Grenze zu waten. Aber der Bach war durch den starken Regen zu einem reissenden Fluss angeschwollen. An ein Durchqueren war nicht zu denken. Da wir nicht wussten, wo wir waren, klopfen wir bei einem Bauernhaus an und fragten nach dem Weg ins nächste Dorf. Dies war sehr gefährlich, doch verriet uns die Leute nicht.

Wir kehrten nach Annecy zurück, wo mich der Lehrer wieder versteckte. Obwohl ich fürchterlich Angst hatte, wagte ich mit andern Flüchtlingen einen zweiten Versuch, uni über die Grenze zu kommen. Mit dem Bus fuhren wir ab St-Julien zum Platz «Les trois étoiles». Von dort brachte uns ein Schlepper in die Nähe der Grenze und hiess uns allein weitergehen. Es war Herbst. Bei jedem Schritt raschelte das Laub. Wir hatten Angst, im letzten Moment erwischt zu werden. Nach dem Überklettern eines Gitters kam uns nach wenigen Metern ein Schweizer Zöllner entgegen. Vielleicht hatte er Erbarmen mit uns, weil zwei kleine Buben bei uns waren. Jedenfalls brachte er uns sofort auf den Polizeiposten. Mit dem Lastwagen fuhren wir nach Varombé bei Genf zur Aufnahmestelle. Wir waren gerettet!

Endlich beisammen

Ich bat einen Soldaten, meinen Mann anrufen zu dürfen. Er erlaubte es nicht und meinte: «Wenn Sie im Zug ins KZ wären, könnten Sie auch nicht telefonieren.» Die jüdische Gemeinde in Genf sorgte für unsere Unterkunft in einem Hotel. Zufällig war

mein Mann früher am gleichen Ort abgestiegen. Der Portier erkannte mich am Namen und telefonierte sofort meinem Mann. Dieser setzte sich in den nächsten Zug und fuhr zu mir. Wir waren unendlich glücklich.

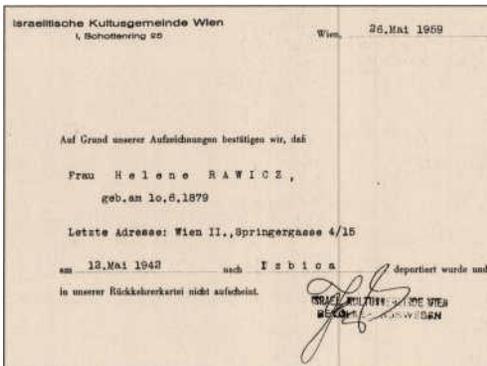
Doch durfte ich noch nicht zu meinem Mann ziehen, sondern wurde ins Lager Sonnenberg bei Luzern gebracht. Dort arbeitete ich in der Küche und in der Wäscherei. Ich machte alles gern – Hauptsache, ich war in der Schweiz.

Von den Soldaten, die uns beaufsichtigten, wurden wir nicht gut behandelt. Sie fürchteten sich vor der möglichen Rache Hitlers.

Eines Sonntags wollte mich mein Mann spontan besuchen. Doch wiesen ihn die Aufseher ab, ohne mich zu benachrichtigen. Auch sein Paket wurde mir nicht abgegeben. Eine Krankenschwester tröstete mich und schützte mich, wo sie konnte.

Nach einem Herzanfall brauchte mein Mann Pflege und Betreuung.

Da ich eine Magenentzündung hatte, wurde ich beurlaubt und konnte endlich mit meinem Mann zusammenwohnen. Allerdings durfte ich das Haus vor 7 Uhr und nach 19 Uhr nicht verlassen und musste mich jede Woche bei der Polizei melden.



Eine grossartige Frau

Nach dem Krieg bauten wir uns in Zürich eine neue Existenz auf. Ich arbeitete sehr hart, unter anderem viele Jahre beim Verleger Curt Riess. Durch ihn lernte ich den Kunstmaler Hans Birsinger und seine Schwester Elisabeth kennen. Sie war eine wunderbare, eigenständige und warmherzige Frau. Wie ich am Anfang sagte, hat sie indirekt viele bedrohte Theaterleute vor Hitlers Gaskammern gerettet. Sie wurde deshalb «Engel der Emigranten» genannt und bekam für ihren grossartigen Einsatz ein dickes Bündel Dankesbriefe. Diese klebte sie in ein Buch. Die Birsingers haben mir ihren ganzen Nachlass überlassen. Leider kann ich das Buch mit den Dankesbriefen nicht mehr finden. Trotzdem sollen die Leute erfahren, was diese Frau geleistet hat. Ihretwegen habe ich meine Geschichte erzählt.

Mein Mann, meine Freunde, alle sind inzwischen gestorben. Es ist schwer, allein alt zu werden.

Margarethe Kohn-Wormse



«Ich hatte sehr viel Glück»

Mein kleiner Sohn starb auf der Flucht. Das macht mich jetzt noch traurig. Aber ich habe diesen schrecklichen Krieg ohne Konzentrationslager überlebt. Deshalb bin ich dankbar und zufrieden. Ich möchte das alles nicht nochmals mitmachen. Es war sehr schwierig.

Ich bin am 18. August 1909 als Jüdin in Wien geboren und aufgewachsen. Zwischen den beiden Weltkriegen war das Leben in Österreich hart. Als Schneiderin verdiente ich wenig. Die Arbeitslosigkeit war gross. Hitler versprach den Menschen ein Leben im Überfluss. Viele glaubten diesem Grossmaul. Er konnte deshalb im Juli 1938 leicht in Wien einmarschieren.

Mein Mann hatte sich als Sozialist für bessere Lebensbedingungen eingesetzt. Er musste deshalb nach Hitlers Einmarsch fliehen. Ich blieb zuerst in Wien. Obwohl die Juden schon damals schikaniert wurden, hatte ich keine Angst. Mit meinen blonden Haaren sah ich nicht wie eine Jüdin aus. Ein Ereignis werde ich nie vergessen: Ein grosser Mann musste mit einem Schild durch die Strassen gehen. Darauf stand: «Dieses Christenschwein kauft bei den Juden ein.» Die Leute lachten und spotteten. Diese Demütigung! Ich verstehe bis heute nicht, warum sich Menschen gegenseitig so etwas antun können!

Flucht nach Belgien...

Im August 1938 folgte ich meinem Mann mit unserem neun Monate alten Sohn Karl-Heinz. Zusammen mit drei andern jungen Frauen fuhren wir mit dem Zug über Deutschland nach Belgien. Wir hatten schreckliche Angst. In Aachen wurde ich von einem deutschen Soldaten angehalten. Er wollte mich zurückschicken, weil ich kein Visum hatte. Ich wehrte mich energisch und sagte dem Nazihund: «Ich bin hier, weil ich Jüdin bin und ihr Nazis uns nicht mehr in unserer Heimat leben lässt. Ich habe kein Geld und kann nicht zurück. Zudem wartet mein Mann in Belgien auf mich und das Kind.» Meine entschlossenen Worte haben den Beamten wohl beeindruckt. Er liess mich mit Karl-Heinz passieren. Auf der andern Seite der Grenze erwartete uns ein freundlicher Offizier und brachte uns zu Bauern. Diese gaben uns ein Butterbrot. Dann konnten wir mit dem Zug zu meinem Mann nach Brüssel fahren.

Dort lebten wir zwei Jahre in einem Geschäftshaus. Weil ich für die ganze Familie kochte, durften wir gratis wohnen. Zusätzliche Unterstützung erhielten wir durch die jüdische Gemeinde und die Sozialdemokratische Partei. Wir hatten wenig Geld. Das machte uns nichts aus. Hauptsache, wir waren in Sicherheit! Doch schon 1940 besetzte Hitler auch Belgien. Wir wussten, dass er die Juden und die politisch Engagierten umbringen will.

... weiter nach Frankreich

Wir wollten auf keinen Fall in Hitlers Hände fallen und flüchteten weiter nach Frankreich. Unterwegs gab es in Longueville-sur-Scie eine Polizeikontrolle. Zusammen mit andern Männern wurde mein Mann weggeführt und ins Gefangenenlager nach St-Sulpice gebracht. Da sie nicht wussten, wohin sie uns bringen sollten, kamen wir für eine Nacht ins Gefängnis. Später wurde ich von einer Frau, die ein Café führte, aufgenommen. Ich musste putzen und durfte dafür gratis wohnen und essen.

Eines Abends drängte die Wirtin: «Die Nazis kommen. Ihr seid in Gefahr und musst unbedingt weg. Der Wagen steht bereit und bringt euch zum Bahnhof.» Rasch packte ich meine Siebensachen. Auf dem Bahnhof herrschte Panik. Jeder versuchte sich zu retten. Die Menschen kämpften um die Plätze und stiegen sogar durch die Fenster in den Zug. Mit dem Kind in den Armen und dem Rucksack auf dem Rücken konnte ich nicht mehr einsteigen. Das war unser Glück. Der Zug wurde nämlich bombardiert; mit dem nächsten gelangten wir sicher nach Paris.

In der französischen Hauptstadt brachte uns ein Polizist in ein Auffanglager. Dort traf ich meine Schwester mit ihrem Baby. Welch ein Zufall! Wir freuten uns sehr! Mit dem Zug wollten wir zusammen mit unsern Kindern so weit wie möglich in den Süden fahren. Wir landeten in Auch. Wieder putzte ich einige Tage für das Essen und ein Dach über dem Kopf. Weil wir nicht bleiben konnten, fuhren wir weiter nach Arthès bei Albi.

Dort wirkte ein wunderbarer Bürgermeister. Er half uns bei der Wohnungssuche. Zwei Jahre wohnten wir in einem Haus ohne Toilette und mit Mäusen. Dies war für uns nicht schlimm. Hauptsache, wir waren vor Hitler sicher. Die einheimische Bevölkerung nahm uns gut auf. Es waren einfache Bauersleute. Sie hatten noch nie Juden gesehen und waren erstaunt, dass wir ganz normale Menschen sind. Sie verkauften mir Gemüse, Früchte und Brot, waren nett und hilfsbereit. Dies hat mir beim Tod meines Kindes sehr geholfen.

1942 erkrankte Karl-Heinz an Hirnhautentzündung. Niemand konnte ihm helfen. Seine jungen Freunde trugen ihn zu Grabe. Die Dorfbevölkerung schmückte dieses mit weissen Rosen. Ihre Anteilnahme tröstete mich.

Einmal träumte ich von meinem Vater. Er versuchte erfolglos die Treppe hinaufzusteigen. Später erfuhr ich, dass er zusammen mit andern Juden vor einer Grube erschossen worden war. Er war damals über siebzig Jahre alt.

Bei einem Besuch wollte mich der Pfarrer zum Christentum bekehren. Ich dachte nie daran, meinen jüdischen Glauben aufzugeben, hatten wir doch seinetwegen schon so viel durchmachen müssen! Der Pfarrer blieb freundlich und respektierte mich.

Leben in Angst

Eines Tages tauchten mein Mann und mein Schwager bei uns in Arthès auf. Irgendwie waren sie aus dem Gefangenenlager herausgekommen.

Bald waren wir auch in Südfrankreich vor den Nazis nicht mehr sicher. Eine Bäuerin versteckte uns auf dem Dachboden. Überall sprangen Ratten herum.

Doch wir hatten keine andere Wahl und lebten in schrecklicher Angst. Manchmal sahen wir die Wagen mit den Menschen vorbeifahren, die sie erwischt hatten. Es war grauenhaft.

Wir flohen nach Marseille und vernahmen, dass die Schweiz Flüchtlinge aufnahm. Wir wollten unbedingt dorthin. Auf der Busfahrt entgingen wir nur mit Glück der Verhaftung. Zwei Polizisten kontrollierten die Fahrgäste. Wir acht Flüchtlinge, darunter auch zwei Kinder, sassen zuhinterst. Die Spannung war unerträglich, denn wir hatten keine Ausweise. Knapp vor uns beschlossen die Polizisten aufzuhören, weil ihre Frauen zu Hause mit dem Essen warteten. Unbeschreiblich unsere Erleichterung.

In der Nähe der Schweizer Grenze stiegen wir in La Baume aus. Wir riskierten alles und klopfen beim ersten Haus an. Die Bauern versprachen, uns schwarz an die Grenze zu führen. Wir gaben ihnen unser letztes Geld. Nur noch schwach erinnere ich mich an den Fussmarsch über den Berg und die Nacht im Wald. Bang fragte ich den ersten Schweizer, dem wir begegneten, ob er uns zurückschicke. «Nein, nein, ihr könnt mitkommen», beruhigte er und übergab uns der herbeigerufenen Polizei.

Als Flüchtlinge in der Schweiz

Wieder wurde ich von meinem Mann getrennt. Einige Tage verbrachte ich in Bex in einem jüdischen Mädchenpensionat. Dann kam ich nach Lausanne und schliesslich in ein Lager auf dem Sonnenberg bei Luzern. Zusammen mit drei andern Flüchtlingsfrauen schlief ich in einem ehemaligen Hotelzimmer. Ich leitete die Nähstube, wo die Wäsche der Männer eines andern Lagers geflickt wurde. Die Aufseherinnen waren nicht immer nett und drohten uns zurückzuschicken, wenn wir uns nicht anpassten. Ein Mal im Monat gab es drei Tage Urlaub. Diesen durfte ich mit meinem Mann, der in einem andern Lager wohnte, abwechselnd bei Helen Tobler oder Alice Schüpach in St. Gallen verbringen. Auf einem dieser Urlaube wurde ich schwanger. Sehnlichst hatte ich mir nach dem Tod meines Sohnes wieder ein Kind gewünscht. Als Zeichen der Dankbarkeit für die Güte der beiden Damen nannte ich meine 1943 geborene Tochter Helis (zusammengesetzt aus Helen und Alice).

Eine Familie in Niederlenz nahm mich mit dem Kind auf. Mein Mann durfte uns hie und da besuchen, jedoch nicht im Haus übernachten. Unsere Gastgeberin wollte zwar etwas Gutes tun, hat aber meine Situation als junge Mutter auf der Flucht nicht verstanden. Sie hielt mir immer vor, wie gut ich es habe, ich müsse froh und dankbar sein. Dabei durfte ich nicht auf der Couch sitzen wie der Hund und auch nicht in den Garten gehen. Das tat weh. Immerhin konnte ich mich wehren. Schliesslich war ich nicht schuld an meiner Situation und liess mich nicht behandeln wie der letzte Dreck. Mein



Selbstwertgefühl und mein starker Wille haben mir geholfen. Zudem traf ich immer wieder gute Menschen wie Frau Pfister, bei der wir in Wallisellen erstmals wieder als Familie zusammenwohnen konnten.

Neuanfang

Als guter Modelleur entwarf mein Mann Schnitte für Kleider. Bei der Firma Braunschweig in Zürich fand er rasch Arbeit.

Trotzdem wurden wir nach dem Krieg aufgefordert, die Schweiz zu verlassen.

Wir kehrten 1945 nach Belgien zurück, konnten dort aber nicht mehr Fuss fassen. Da wurde mein Mann von seinem ehemaligen Arbeitgeber in die Schweiz

zurückgeholt. Ich bekam keine Bewilligung zur Einreise und musste mit unserer Tochter in Belgien bleiben. Nach einem Jahr durften auch wir zurückkehren. Der Chef meines Mannes hatte sich bei der Fremdenpolizei für uns eingesetzt, da er sonst seinen tüchtigen Mitarbeiter verloren hätte. Ich war überglücklich.

Stück für Stück bauten wir unseren neuen Haushalt auf. 1963 liessen wir uns einbürgern. Nun darf ich schimpfen wie alle Schweizerinnen und Schweizer. Doch dazu habe ich keinen Grund. Ich habe viel verloren, aber auch viel gewonnen. Dafür bin ich dankbar.

1987 starb mein Mann. Nach einem Unfall war ich ziemlich lange im Spital, anschliessend im Pflegeheim. Seit dem 26. August 1996 lebe ich im Altersheim. Oft habe ich Rückenschmerzen. Doch jammern und klagen hilft nicht. Man darf nie nachgeben. Man muss durchhalten. Ich wollte um jeden Preis Hitler überleben und habe es geschafft. Nun möchte ich mein Leben gut zu Ende bringen. Das ist kein Kinderspiel. Ich versuche in allem das Positive zu sehen. Deshalb trage ich gern bunte und kräftige Farben.

Ulrich Götz



*E*in harter Beruf

Am 2. September 1939 war Generalmobilmachung. Wie Tausende anderer Offiziere und Soldaten musste auch ich einrücken. Ich verabschiedete mich von meiner jungen Frau und dem wenige Monate alten Töchterchen, ohne zu wissen, ob wir uns je wiedersähen. Auch die beiden Söhne sind noch während des Krieges geboren. Ich sorgte mich um meine Familie und hätte sie bis zum Letzten verteidigt.

Einfaches Leben

Ich bin am 5. Juni 1914 als Sohn eines Grenzwächters in Castasegna im Bergell geboren. Die Primarschule besuchte ich in Maloja, wo ich Romanisch und Italienisch sprach. Wegen unserer Ausbildung – ich hatte noch zwei Geschwister – zogen wir nach St. Gallen. Dort absolvierte ich die Verkehrsschule. In Genf, Lugano und Locarno verbesserte ich meine Französisch- und Italienischkenntnisse, die mir in meiner späteren Laufbahn als Zollbeamter nützlich waren.

Vor dem Krieg lebten wir sehr bescheiden. Bei meiner Heirat mit Alice Burkhard im Jahre 1938 machten wir kein Fest. Nach Standesamt und Kirche assen wir zu Hause im Familienkreis. In Basel wohnten wir in einer Zweizimmerwohnung für 105 Franken. Mein Lohn betrug 273 Franken. Einfach aufgewachsen, kannten wir nichts anderes und waren zufrieden. Wir liebten einander, das war die Hauptsache. Beruflich wurde ich stark gefordert. Ich durchlief verschiedene Stufen vom Zollaspiranten bis zum Kommandanten des Zollkreises 1, Basel.

Vorschriften

Bei Kriegsausbruch war ich Abschnittsoffizier in Riehen bei Basel. Die Grenzwächter mussten in ihren Tagesrapporten notieren, wie viele Flüchtlinge sie angehalten und wie viele sie zurückgewiesen hatten. Ich sammelte diese Zahlen und leitete sie jeden Abend an den Armeestab weiter. Das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement schrieb vor, wer aufgenommen werden durfte und wer nicht. Weggewiesen wurden zum Beispiel Zwangsarbeiterinnen und -arbeiter aus Russland, Polen und der Ukraine, vor allem aber die Juden. Sie wurden schon vor dem Krieg, ab 1938 prinzipiell zurückgestellt – eine Katastrophe! Nach Einführung des Stempels zur schnelleren Erkennung der Jüdinnen und Juden wurde jede Person mit einem J-Stempel bei der Passkontrolle an Ort und Stelle zurückgewiesen.

Es war nicht leicht, den Grenzwächtern diese Vorschriften beizubringen. Manchmal hatte auch ich Zweifel, doch lag die Beurteilung nicht an mir. Als Offizier musste ich meine Pflicht erfüllen. Wie jeder Mensch habe ich neben Verstand und Gewissen auch ein Herz. Ich versuchte diese drei in Einklang zu bringen und in eigener Verantwortung zu entscheiden. Deshalb nahm ich manchmal alte und kranke Menschen sowie Kinder auf, obwohl ich sie hätte zurückweisen müssen.

Wir übergaben den Deutschen die Flüchtlinge am Zollamt nie direkt. Vielmehr schoben wir sie in einem ruhigen Abschnitt über die grüne Grenze. Dadurch bekamen sie eine Chance unterzutauchen.

Oft erkundigten sich die Flüchtlinge bei der Grenzbevölkerung nach Schleichwegen. Manchmal vernahmen wir von einer geplanten Flucht. Dann ordnete ich an, dass in jener Nacht im betreffenden Abschnitt keine Grenzwächter patrouillierten.

Gerettet

In Erinnerung geblieben ist mir ein Kontrollgang im November 1939. Ich wollte einen Rekruten überprüfen. Als ich mich seinem Posten näherte, hörte ich Stimmen. Der Rekrut sprach mit einer ungefähr 25-jährigen Frau. Sie war sichtbar in Erwartung und hielt ein kleines Mädchen an der Hand. Der Rekrut erklärte, sie sei Jüdin und müsse zurück. Die Frau erzählte mir, ihr Mann sei vor 14 Tagen abgeholt worden. Ihr habe man zur Flucht geraten. Die junge Mutter kniete nieder, weinte und bat inständig um Aufnahme, sonst sei sie verloren. Sie wolle der Schweiz nicht zur Last fallen, sondern zu Verwandten nach Amerika. Ich sagte zum Rekruten: «Sie haben richtig gehandelt, doch nehme ich die Frau zur Abklärung mit.» Die Frau des Postenchefs gab den Flüchtlingen zu essen und richtete ihnen ein Bett für die Nacht. Am nächsten Morgen benachrichtigte ich die Polizei. Diese holte die Frau mit dem Kind ab. Die beiden konnten bleiben und später Weiterreisen. Ich wurde belehrt: «Auch ein angehender Grenzwachoffizier hat sich an die bestehenden Weisungen zu halten.»

Wir wussten, dass die Juden von den Nazis als Menschen zweiter oder dritter Klasse behandelt und von der übrigen Bevölkerung abgesondert wurden. Doch von den Vernichtungslagern hatten wir keine Ahnung.

Leben im Krieg

1940 wurde ich als Abschnittsoffizier ins Rheintal versetzt. Ich erinnere mich noch gut an unseren Umzug. Die Möbel, Gerätschaften und Kleider luden wir auf einen offenen Lastwagen. Wir fuhren mit dem Zug nach Widnau. Meine Frau weinte beim Anblick der einfachen Wohnung mit dem Holzkochherd. Als ich eines Mittags nach Hause kam, stand sie aus Angst vor den herumspringenden Mäusen auf einem Stuhl. Wir stopften die Löcher im Boden und in den Wänden mit Stahlwolle. Später konnten wir ein Einfamilienhaus beziehen.

Für meine Frau waren die Kriegsjahre sehr schlimm. Sie war mit den Kindern meistens allein. Ich war entweder an der Grenze oder im Aktivdienst.

Um den ausländischen Flugzeugen keine Orientierungspunkte zu liefern, mussten die Häuser nachts verdunkelt werden. Beim Angriff auf Friedrichshafen flogen die Bomber der Alliierten direkt über unser Haus. Ihr Dröhnen schien meiner Frau unendlich.

Nachts liess sie die Türe zum Kinderzimmer offen. Den Stubenwagen mit dem Jüngsten hatte sie immer in ihrer Nähe.

Im Garten mussten wir Kartoffeln und Gemüse zur Selbstversorgung anpflanzen. Da meine Frau und die Kinder nicht alles essen konnten, hatte sie ein Abkommen mit dem Ladenbesitzer getroffen: Er tauschte Gemüse gegen Butter und Wolle.

Vor allem gegen Kriegsende nahm die Angst zu. Überläufer schwammen nachts durch den Rhein. Aus Hunger und Not waren sie zu allem fähig. Deswegen verbarrikadierte meine Frau die Haustüre mit gekreuzten Besen und Schrubbern.

Auch für mich waren die Kriegsjahre schwierig. Als Hauptmann musste ich im Aktivdienst die Soldaten kriegstauglich machen. Für uns war Hitler ein Wahnsinniger. Mir war klar: Wenn uns die Deutschen angreifen, kommen wir nicht mehr nach Hause. Besonders brenzlich war es bei der zweiten Mobilmachung im Mai 1940. Wir waren überzeugt: Jetzt ist es so weit. Nun werden wir angegriffen. Ich befahl meinen Leuten: «Der Feind muss mit allen Mitteln vernichtet werden. Wer keine Waffe mehr hat, setzt sich mit Schuhen, Fäusten und Zähnen zur Wehr. Auf keinen Fall dürfen wir uns ergeben. Wir wollen um jeden Preis Schweizer bleiben.»



Flüchtlingsströme

Das grosse Chaos brach bei Kriegsende im Frühling 1945 aus, als die französische Armee den Bodensee entlang Richtung Vorarlberg vorrückte. Der Bundesrat hatte beschlossen, die Grenzen mit Ausnahme von den zwei Toren St. Margrethen und Schaanwald in Liechtenstein zu schliessen.

Ich wurde am 23. April 1945 als Kommandant für den Grenzübergang St. Margrethen eingesetzt. Täglich hatte ich mit SS-Major Eggen, dem Verantwortlichen auf der deutschen Seite, eine Besprechung. Wir vereinbarten, wie viele und welche Flüchtlinge von uns aufgenommen werden konnten. Russen, Ukrainer, Polen und frühere SS-Angehörige mussten wir abweisen.



Einige Nazis schwammen durch den Kanal und standen dann triefend vor uns. Die Frau des Postenchefs trocknete ihre Kleider und gab ihnen zu essen. Darauf schickten wir sie zurück. Dreimal versuchten sie es auf dem gleichen Weg. Doch wir durften sie nicht aufnehmen. Andere öffneten ihre mit Geld und Schmuck gefüllten Schatullen und wollten uns bestechen. Wir liessen uns nicht kaufen und wiesen sie ab.

Einmal kam ein 23-jähriger Franzose mit seiner schwangeren ukrainischen Freundin an die Auffangstelle. Ihn durfte ich hereinlassen, sie musste ich zurückschicken. Deshalb schlug ich dem Paar vor, sich von einem Pfarrer oder einem Amt trauen zu lassen. Der junge Mann zögerte einen Moment. Dann verliess er seine Freundin und schritt entschlossen über die Grenze. Sie blieb lange stehen und weinte. Mit hängendem Kopf kehrte sie schliesslich um. Sie war etwa 18 Jahre alt.

Täglich standen wir 16 Stunden an der Grenze und fertigten 2'000-3'000 Flüchtlinge ab. Viele Frauen kamen mit Kinderwagen. Andere hielten ihre Kleinkinder auf dem einen Arm und trugen am andern einen Koffer.

Am meisten berührten mich die Transporte mit Überlebenden aus den Konzentrationslagern. Auf offenen Lastwagen kamen am 30. April 1945 rund 40 Frauen. Zwei von ihnen waren bereits tot, die andern zu Skeletten abgemagert. Nur mit Mühe ertrugen sie Tee oder Zwieback. Einige starben nach ihrer Ankunft.

Eindrücklich war ebenfalls der Transport von etwa 60 französischen und holländischen Kindern zwischen sieben und fünfzehn Jahren. Sie hatten keine Ausweise. Jedes Kind trug einen Zettel mit seinem Namen um den Hals.

Die Flüchtlinge kamen in Entlausungs- und Auffanglager. In jenen Tagen nahmen wir rund 22'000 Menschen auf.



I Erleichterung

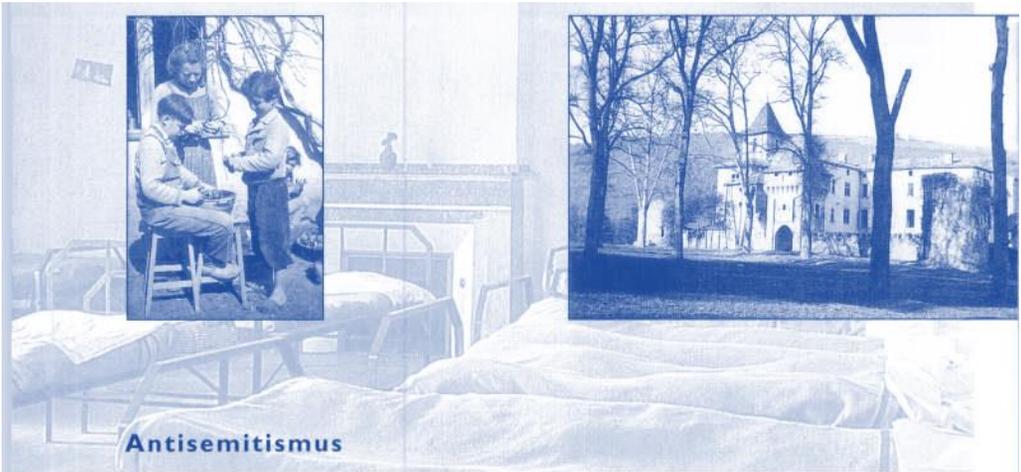
Als die Franzosen in die Nähe von St. Margarethen vorgerückt waren, wurde ich als Dolmetscher gerufen. Mit gemischten Gefühlen stand ich zwischen den verfeindeten Offizieren. Diese tauschten zuerst Zigaretten und einige belanglose Worte aus. Nach Verhandlungen hin und her sagte ich zum deutschen Offizier: «Denken Sie an die Zivilbevölkerung und an Ihre Soldaten. Wenn ich Ihnen einen Rat erteilen darf: Geben Sie auf!» Nach einiger Zeit warfen die Deutschen ihre Gewehre auf einen Haufen. Das Kriegsende sechs Tage später empfand ich als Erleichterung.

Heute habe ich nur einen Wunsch: Dass sich die Menschen respektieren und innerhalb der Familie, des Landes und weltweit in Frieden zusammenleben.

Anne-Marie Im Hof-Piguet



Ich bin am 12. April 1916 geboren und im jurassischen Vallée de Joux als Tochter eines Forstinspektors aufgewachsen. In diesem Grenzland zu Frankreich verbrachte ich eine glückliche Kindheit. Der Risoux kam mir vor wie ein Zauberwald. Er spielte in meinem späteren Leben eine schicksalhafte Rolle. Mit Helferinnen konnte ich in dieser abgeschiedenen Gegend mehrere vom Tode bedrohte Juden heimlich in die Schweiz bringen. Der Risoux wurde so zum Fluchtweg.



Antisemitismus

Ich war ein rebellisches Kind und glaubte nicht alles, was uns gelehrt wurde. Doch der Satz «Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst» wurde für mich als Protestantin zur Leitlinie.

Seit meiner Kindheit habe ich grosses Verständnis für das jüdische Volk. Mit viel Respekt sprach mein Vater von den jüdischen Gemeinschaften in Polen. Er erzählte von ihrem glühenden Glauben und ihrer durch das Studium der Thora geschärften Intelligenz. Nach der Matura studierte ich Philosophie, Deutsch und Geschichte.

1937 kam ich während eines Austauschsemesters in Wien mit dem Antisemitismus in Berührung. Die vier Kinder meiner gutbürgerlichen Gastfamilie äusserten offen ihre Vorurteile und ihre Abneigung gegen die Juden. Diese seien einerseits ein armes und gefährliches Gesindel, andererseits hielten ihre Akademiker die besten Stellen besetzt und schwämmen nur so im Geld. Deswegen seien die Juden eine Bedrohung für die vielen armen und arbeitslosen Deutschen. Ich sah, wie der Nationalsozialismus die jungen Leute faszinierte, wie viel Energie und Hoffnung davon ausging.

Not der Juden

Nach Abschluss meines Studiums mit dem Lizentiat wollte ich in dieser bewegten Kriegszeit nicht als Lehrerin arbeiten. Ich empfand Mitgefühl für die benachbarten Franzosen, die schon im Ersten Weltkrieg Schlimmes durchgemacht hatten. Ihnen wollte ich auf menschlicher Ebene helfen; auch Abenteuerlust zog mich hinaus. Deswegen meldete ich mich bei der Kinderhilfe des Schweizerischen Roten Kreuzes (SRK). Diese hatte in Frankreich verschiedene Kolonien zum Schutz Not leidender Kinder aufgebaut.



Im Juni 1942 reiste ich als Mitarbeiterin des SRK in die Kinderkolonie auf Schloss Montluel bei Lyon. Dort traf ich nicht, wie erwartet, kleine Franzosen, sondern Überlebende aus dem Spanischen Bürgerkrieg. Es gab auch vereinzelt jüdische Kinder. Sie kamen aus dem Lager Rivesaltes in Südfrankreich, wo sie unter miserablen Bedingungen gelebt hatten. Manche von ihnen hatten die Deportation ihrer Eltern nach Deutschland oder Polen miterlebt.

Einmal musste ich in diesem Lager fünf Kinder jüdischer Eltern abholen. Zum ersten Mal kam ich mit dem Drama der damaligen Zeit in Berührung. Die Baracken im Judenquartier waren mit Stacheldraht umzogen. Im Innern bot sich ein Bild des Jammers. Auf den langen Bettreihen saßen Männer, Frauen, alte Ehepaare mit leerem Blick. Hände streckten sich mir entgegen. Flehende Blicke trafen mich. Redegewandte Eltern gaben mir Briefe mit und baten, Adressen weiterzugeben. Vor der Abreise ins Ungewisse umarmten die Eltern ihre Kinder zum letzten Mal.

Mich beschäftigte vor allem die Frage, wie ich die fünf mir anvertrauten Kinder, das jüngste war erst vier, im besetzten Frankreich in überfüllten Zügen vom Süden sicher nach Montluel bringen konnte. Die Mithilfe der andern Passagiere war rührend. In den Gepäcknetzen legten wir die Kleinsten zum Schlafen, und ich brachte sie sicher in ihr neues Zuhause.

Die Zeit war schlimm für uns. Doch von den Gräueln in den Konzentrationslagern wussten wir noch nichts.

Am 11. November 1942 wurde ganz Frankreich durch die Deutschen besetzt. Bei uns im Heim änderte sich wenig. Im Januar 1943 wurde ich ohne eine Erklärung in die Zentrale des SRK-Kinderhilfswerks nach Toulouse versetzt. Die Arbeit dort war interessant, aber ich wollte nicht im Büro bleiben. So kam ich am 6. Mai 1943 in die Kinderkolonie des SRK im Schloss La Hille in Südfrankreich.



Kinderkolonie La Hille

Als die ersten Kinder und Jugendlichen 1941 in dieses Schloss zogen, waren die Gebäude schmutzig, verlottert und von Ratten und Spinnen bewohnt. Freiwillige und die älteren Jugendlichen halfen bei einer notdürftigen Renovation. Die rund 90 Kinder und Jugendlichen stammten aus Norddeutschland und Österreich. Ihre Eltern hatten die Gefahr des Antisemitismus nach der Kristallnacht erkannt und wollten wenigstens das Leben ihrer Kinder retten. Sie brachten diese deshalb in Kinderheime der Nachbarländer, zum Beispiel nach Brüssel. Nach dem Einmarsch Hitlers in Belgien im Jahre 1940 wurden die Heime nach Südfrankreich verlegt und in die Obhut des SRK- Kinderhilfswerks gegeben.

Das Leben auf La Hille war einfach, hart und gesund. Der Garten und die Pflanzungen bildeten die Grundlage der Lebensmittelversorgung. Jeder beteiligte sich an den Alltagsarbeiten. Gewaschen wurde von Hand mit einer Seife, die mehr Sand als Fett enthielt. Zum Ausnützen des warmen Wassers kamen nach den Leintüchern und Arbeitskitteln noch die Kleinsten an die Reihe. In einem grossen Zuber wurden sie im Freien von oben bis unten geschrubbt.

Am 26. August 1942 wurden 40 Jugendliche über 16 Jahre und das jüdische Personal von der Polizei abgeholt und ins Lager von Vernet gebracht. Dank der glücklichen Vermittlung durch Maurice Dubois, den Direktor des SRK- Kinderhilfswerks in Frankreich, durften sie wieder nach La Hille zurückkehren. Sonst wären sie wahrscheinlich wie die meisten andern Insassen des Lagers deportiert und umgebracht worden.

Das Zeichen des Roten Kreuzes konnte die ihm anvertrauten Kinder und Jugendlichen also nicht mehr schützen. Die Schweizer Leitung von La Hille bat deshalb das Zentralkomitee in Bern dringend, die Gefährdeten in der Schweiz aufzunehmen. Eine entsprechende Anfrage beim Bundesrat blieb unbeantwortet.

Um die älteren Jugendlichen vor den Zugriffen der französischen Gendarmen zu schützen, wurden sie bei Bauern in der Umgebung untergebracht. Andern verhalf die damalige Leiterin Rösli Näf zur Flucht. Diese illegalen Handlungen sahen die Verantwortlichen des SRK in Bern nicht gern. Sie waren feige und wollten den Deutschen keine Angriffsfläche bieten. Deshalb wurde die mutige Rösli Näf zusammen mit andern Mitarbeitenden in die Schweiz zurückkommandiert.

Ich kam einen Tag vor ihrer Rückkehr in La Hille an.

Fluchtpläne

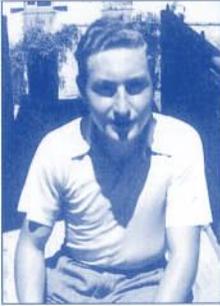
In meiner Erinnerung herrschte auf La Hille eine gute Atmosphäre. Wir lachten viel und versuchten, das Beste aus der Situation zu machen. Es war eine Art Idylle mitten im Krieg. Wir waren wie eine Familie. Die Grossen sorgten für die Kleinen. Ohne Zwang halfen alle mit, wo sie konnten. Nach und nach erfuhr ich, wie viel Leid in diesen alten Mauern passiert war. Ständig lauerten Gefahren. Da es auf dem Schloss immer wieder Razzien gab, entschlossen sich Charles, Kurt, Fritz und Werner zur Flucht nach Spanien. Sie brachen am 10. Juni 1943 auf und gerieten falschen Schleppern in die Hände. Die jungen Leute wurden gefasst. Eine aus dem Gefängnis in Toulouse abgeschickte Karte meldete uns das Unglück. Nur Werner hat in den polnischen Kohlenminen überlebt.

Es gelang uns zwar bei Razzien durch die französische Polizei, die gefährdeten Jugendlichen im Zwiebelkeller, einem Geheimraum, zu verstecken. Doch mussten wir nach andern Lösungen suchen. Seit längerem dachte ich an den Wald im Risoux in meiner Heimat. Eine Steinmauer zog darin fast unsichtbar die Grenze zwischen Frankreich und der Schweiz. Könnte das nicht ein möglicher Fluchtweg sein?

Im Juni 1943 machte ich mit einer Freundin einen Probelauf. Mit Wanderschuhen und Rucksack marschierten wir von Foncine nach Chapelle-des-Bois, dem letzten Dorf vor der Sperrzone. Der deutsche Wachtposten auf dem Platz sah uns nur mit grossen Augen an. Ein paar Hundert Meter vom Dorf entfernt zieht sich ein Waldstück bis fast zur Strasse hinunter. Hier schlüpfen wir mit klopfendem Herzen unter dem Stacheldraht durch und verschwanden schleunigst im Wald. Obwohl ich diese Seite nicht kannte, fanden wir den Weg und kamen glücklich bei meinen Eltern in Le Sentier an. Es war ein wunderschönes Wiedersehen.

Durch Kontakte mit Freunden lernte ich die drei Schwestern Victoria, Madeleine und Marie-Aimée Cordier kennen, die in Chapelle-des-Bois nahe bei der Grenze lebten. Seit längerer Zeit pendelten sie zwischen Frankreich und der Schweiz hin





und her und brachten von der Gestapo Verfolgte über die grüne Grenze. Ein wichtiger Stützpunkt war dabei das Haus von Mutter Cordier. Es lag in der verbotenen Zone, wo ohne Voranmeldung geschossen werden konnte. Nachdem wir unsere Fluchtpläne ausgeheckt hatten, brachte mich mein Vater wieder durch den Risoux nach Frankreich zurück.

Frage der Menschlichkeit

Nach erneuten Razzien auf La Hille machte ich mich mit dem 18-jährigen Addy Nussbaum auf den Weg in die Schweiz. Es war ein gewagtes Unterfangen. Er war mit einer falschen Identitätskarte ausgestattet und wäre bei einer genauen Untersuchung als Jude erkannt worden. Auch für mich war es gefährlich. Aber ich musste es einfach tun. Es war eine Frage der Menschlichkeit. Ich hatte keine Angst. Es ist wie mit der Besteigung der Eigernordwand. Wer vor solchen Unternehmen Angst hat, darf sich nicht darauf einlassen.

Zwar klappte nicht alles wie geplant. Doch gelangte Addy schliesslich mit Hilfe der Schwestern Cordier und meines Vaters sicher in die Schweiz. Er kam in eine Patenfamilie und wurde später Mathematikprofessor in Mississippi.

Insgesamt war ich an der Rettung von zwölf Menschen beteiligt, wobei ich nicht alle selber über die Grenze brachte. Der letzte illegale Grenzübertritt war am 19. Mai 1944. Unsere vierköpfige Gruppe bestand aus Flora Schlesinger, unserer jüdischen Köchin, deren Mann bereits deportiert worden war, ihrem Sohn Paul und einem Jugendlichen vom Schloss. Die abenteuerliche Grenzüberschreitung wäre im letzten Moment beinahe missglückt. Bereits auf Schweizer Boden, entdeckte ein waadtländischer Polizist die Flüchtlinge in einer Hütte und wollte sie zurückschicken. Die wortgewandte Madeleine Cordier konnte ihn dazu bewegen, davon abzulassen.



Ich selber wollte unterdessen meinen Vater zu Hilfe holen und war überaus erleichtert, als ich vom glücklichen Ausgang unseres Abenteuers hörte. Da ich klar gegen das Gesetz verstossen hatte, meldete ich mich unverzüglich beim Roten Kreuz ab.

Am 18. November 1991 erhielt ich vom israelischen Botschafter in Bern die Yad- Vashem-Ehrenmedaille der «Gerechten der Nation» für die Rettung jüdischer Kinder und Jugendlicher unter ständiger Lebensgefahr.

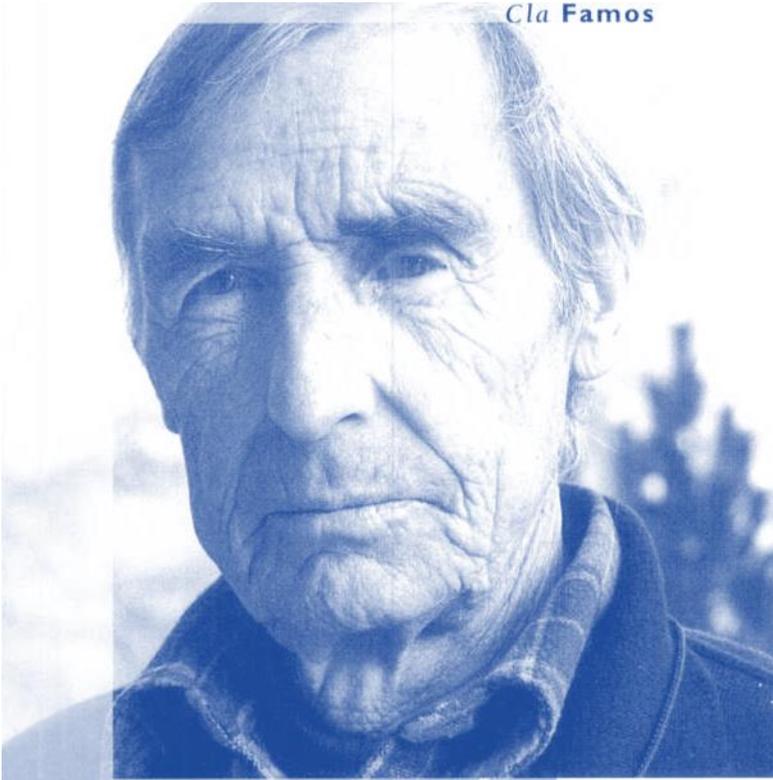
Akademie der Menschenrechte

Nach dem Krieg arbeitete ich als Lehrerin und heiratete 1947 den Historiker Ulrich Im Hof. Wir führten mit unseren zwei Töchtern ein normales Familienleben.

Die Ereignisse des Zweiten Weltkriegs haben mich geprägt. Mein Einsatz gilt nach wie vor den Benachteiligten. Ich engagierte mich in der Entwicklungshilfe und war an der Gründung der heutigen Entwicklungshilfe-Organisation «Helvetas» und der Stiftung «Swiss Contact» beteiligt. Stets war ich auf der Suche nach einem gemeinsamen Nenner für alle Menschen mit ihren kulturellen und religiösen Unterschieden. Diesen fand ich in den Menschenrechten. Als ich 1992 mit dem Doron-Preis 10 000 Franken erhielt, steckte ich einen Grossteil des Geldes in mein Projekt «Akademie der Menschenrechte». Ich hatte Pläne für ein Gebäude zum Studium der Menschenrechte auf der Basis einer für alle gültigen Moral entworfen. Diese Idee stellte ich in einem Buch vor. Doch scheint im Moment niemand genügend Interesse und Geld für die Realisierung meines Projektes zu haben.

Wer weiss, vielleicht wird meine Vision doch noch verwirklicht...

Cla Famos



Antikrieger

Am liebsten wohne ich in alten Häusern. Sie können Geschichten erzählen. Wenn ich an alle die Menschen denke, die in ihren Mauern geboren und im Sarg zur Türe hinausgetragen worden sind! Ich lebe in Scuol und im Weiler Raschvella, wo ich in einem Haus aus dem 16. Jahrhundert bei meiner Grossmutter aufgewachsen bin.

Meine Eltern waren aus dem Unterengadin nach Italien ausgewandert. Dort wurde ich am 31. März 1924 in der Stadt Foggia geboren. In meinen ersten Lebensmonaten war ich ständig krank. Meine Eltern brachten mich auf Anraten des Arztes in die Schweiz, wo ich mich rasch erholte. Ich kehrte nach Italien zurück, erkrankte wieder, kam in die

Schweiz, wurde gesund. So ging es einige Male hin und her. Schliesslich blieb ich ganz bei meiner Grossmutter, da ich das Klima in Italien offensichtlich nicht ertrug.

Wir waren mausarm. Im Sommer hütete ich etwa 150 Geissen. Schon als Achtjähriger war ich den ganzen Tag allein mit den Tieren in den Bergen unterwegs. Zum Mittagessen bekam ich von den Bauern ein Stück Käse, manchmal ein wenig Speck und selbst gebackenes, hartes Brot. Dieses tunkte ich in frisch gemolkene Ziegenmilch. Es schmeckte köstlich!

Schule hatten wir nur im Winter. Der Weg nach Ramosch dauerte anderthalb Stunden und war durch Lawinen gefährdet. Oft lag der Schnee über einen Meter hoch. Mit dem Einverständnis des Lehrers besuchte ich nicht jeden Tag den Unterricht. Dank seiner Nachhilfe konnte ich dem Schulstoff trotzdem gut folgen.

Unvorstellbar

Als der Zweite Weltkrieg ausbrach, besuchte ich die Handelsabteilung an der Kantonschule in Chur. Laut warnte die Propaganda vor der deutschen Gefahr. Doch konnten wir uns die Folgen eines Krieges nicht vorstellen. Eindrücklich war für mich der Anbau von Kartoffeln in den Parks und Blumenrabatten. Mit dieser «Anbauschlacht» sollte die Selbstversorgung der Schweiz gesichert werden.

Die jungen Männer wurden gebeten, die Rekrutenschule ein Jahr früher zu besuchen. Die Armee brauchte gute Soldaten, um für den Ernstfall gerüstet zu sein. Aus Pflichtgefühl brach ich meine Schulzeit ein Jahr vor der Matura ab. Mit grossem Eifer zog ich in die RS nach Bellinzona, wurde Unteroffizier und liess mich in Losone zum Grenadier ausbilden. Insgesamt leistete ich 700 Tage Aktivdienst. Ich war im Münstertal beim Grenzschutz eingeteilt und weilte abwechselnd einen Monat im Militär und einen zu Hause.



Angst hatte ich nie, im Gegenteil. Die Ungewissheit über einen möglichen Angriff Hitlers machte uns halb verrückt. «Der <Sauschwab> soll endlich kommen!», wünschten wir ungeduldig. Wir fühlten uns stark und den Deutschen ebenbürtig. Erst nach dem Krieg erfuhren wir, dass dem nicht so war.

Vom Krieger zum Antikrieger

Mehrere Jahre fühlte ich mich als «Krieger», was sich gegen Ende 1944 schlagartig änderte. Damals mussten wir im Vintschgau den Verkehr Richtung Bozen kontrollieren. Wir hatten die Anzahl der vorbeifahrenden Panzer und Militärlastwagen weiterzumelden. Für eine allfällige Begegnung mit deutschen Soldaten auf Schweizer Boden hatten wir den strikten Befehl, «Halt!» zu rufen und dann gezielt zu schießen. Meine Wut war so gross, dass ich den Gegner ohne Warnung abgeknallt hätte.

Eines Tages machte ich mit meinen Männern meinen gewohnten Beobachtungsdienst auf rund 2000 Metern Höhe. Geduckt schützten wir uns auf italienischem Boden vor dem kalten Nordwind. Plötzlich sah ich neben mir deutsche «Knobelbecher» stehen. So nannten wir die Stiefel des Feindes. Ingeheim entsicherte ich meine Militärpistole, als sein «Grüss Gott, wie gehts?» ertönte. Wir führten ein kurzes Gespräch, bevor die zwei oder drei Soldaten mit einem «Servus» ihren Kontrollgang fortsetzten. Sie hatten uns freundlich begrüsst – und wir hätten sie erschossen, wenn wir sie als Erste auf unserem Boden entdeckt hätten!



Einige Tage später begegneten wir uns wieder. Wir erkundigten uns gegenseitig nach dem Essen, nach Wein und Schnaps, nach Frauen in der Umgebung – es war ein Gespräch, wie es unter Soldaten stattfindet. Nach mehreren Kontakten luden wir uns zum Essen in die Baracke ein und lernten uns näher kennen. Es waren junge Männer mit gleichen Berufen und ähnlichen Sorgen wie wir. Unbemerkt von unseren

Vorgesetzten, entwickelte sich eine tolle Freundschaft. Und das mitten im Krieg mit unseren Feinden!

Den Befehl, eine Handgranate in die Baracke unserer deutschen Freunde zu werfen, hätten wir verweigert. Wir hatten mit Fritz, Peter, Heinz – und wie sie alle hiessen –, gegessen, diskutiert, gelacht. Nun konnten wir sie doch nicht einfach umbringen. Aber wir hätten einen Angriff auf unbekannte Soldaten ohne weiteres ausgeführt. Das ist doch idiotisch, wahnsinnig! Am liebsten hätte ich damals die Waffen hingeschmissen.

Diese Ereignisse haben meine Einstellung total verändert. Aus dem Krieger wurde ein Antikrieger.

Jüdische Flüchtlinge

Auch ausserhalb des Militärdienstes erlebte ich die Folgen des Krieges hautnah. Weil das Haus und die Geschäfte meiner Eltern in Italien bei einem Bombenangriff durch die Engländer zerstört worden waren, kehrten Vater

und Mutter 1942 mittellos in die Schweiz zurück. Mit Unterstützung der Geschwister kauften sie neben dem Zoll in Martina ein Hotel. Dort wohnte und arbeitete ich in meinen dienstfreien Wochen.

Dabei hatte ich Kontakt mit Flüchtlingen und war Zeuge furchtbarer Tragödien.

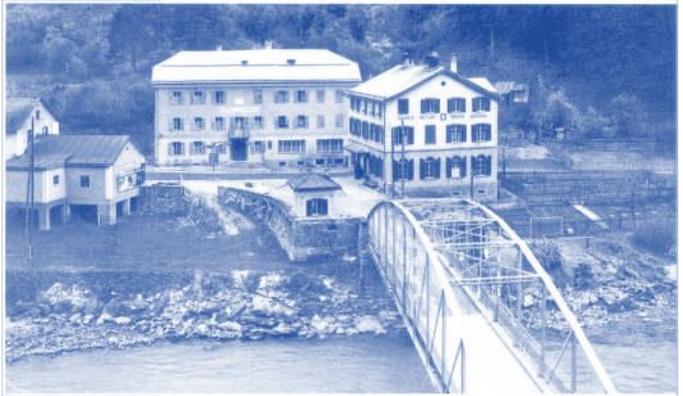
Die Zöllner hatten den Befehl, alle Juden zurückzu-

schicken. Sie waren durch den J-Stempel im Pass erkennbar. Den Abgewiesenen wurde erlaubt, bei uns ihren Verwandten und Freunden zu telefonieren. Ich hatte Mitleid mit den Verzweifelten. Vielen von ihnen beschrieb ich deshalb einen Weg durch den Wald bis zu einem markanten Punkt, wo sie in der Nacht auf mich warten sollten. 20 bis 30 Personen führte ich so schwarz über die Grenze. Ich war nicht der Einzige. Die Brüder Thöna und Cla trafen als Waldarbeiter eine Flüchtlingsgruppe im Wald und nahmen sie mit nach Hause an die Wärme. Ich musste abends bei ihnen die Milch abholen und sah in der Stube mindestens zehn Menschen, vermutlich Juden.

Ob sich diese Menschen schliesslich retten konnten, weiss ich nicht. Von keinem habe ich je wieder etwas gehört.

Unser Dorfpolizist Martin Trepp war den Flüchtlingen gegenüber grosszügig. Nie habe ich beobachtet, dass er Menschen zurückbrachte. Die Zöllner waren am Zollamt streng, machten jedoch im offenen Gelände oft beide Augen zu.

Eines Tages hörte ich beim Heuen ein Geschrei auf der Brücke in der Nähe unseres Hotels. Der Zöllner musste drei Männer und zwei Frauen mit einem Baby zurückweisen. Es tue ihm Leid, er verliere sonst seinen Posten, meinte er auf das Flehen der Verfolgten. Unverhofft sprang eine der Frauen zu meiner Mutter, kniete nieder, legte ihr das Kind zu Füssen und bat: «Retten Sie wenigstens das Kind!» Blitzschnell rannte sie



davon. Der überraschte Zöllner wollte das Kind zurückbringen. Doch meine Mutter wehrte sich zusammen mit einer andern Frau für das Kind. Es wuchs in der Familie eines Zöllners auf. Von seinen Eltern hat es nie wieder etwas gehört.

Wir wussten damals nur, dass die Juden in ein KZ kamen, wo sie hart arbeiten mussten. Von den Vernichtungslagern der Deutschen hatten wir keine Ahnung.

Unverhofftes Wiedersehen

Eines Tages kam ein junger ungarischer Offizier in deutscher Uniform zum Telefonieren. Er hatte kein Geld, setzte jedoch grosse Hoffnung in einen Schweizer Geschäftsfreund seines Vaters. Dieser versagte ihm seine Hilfe. Lieber wollte sich Ladislaus umbringen als zurückgehen. Er war gleich alt wie ich, ein schöner Mann mit tiefblauen Augen. Ich beschrieb ihm den gewohnten Fluchtweg und versprach, ihn nachts zu holen. Mehrere Tage versteckte ich ihn im Taubenschlag auf dem Estrich. Nachts sassen wir stundenlang zusammen und diskutierten. Er sah seine einzige Chance in der Fremdenlegion in Frankreich. Ein Chauffeur brachte ihn unbemerkt nach Basel. Da ich nie wieder etwas von ihm hörte, dachte ich, er habe Pech gehabt, was ich sehr bedauerte. Vor ungefähr zwanzig Jahren ass ein Mann mit seiner Familie in unserem Restaurant und erkundigte sich nach mir. Er sagte: «Wir kennen uns von früher.» Ich hatte keine Ahnung, wer er war. Nur seine Augen kamen mir vertraut vor.

Ladislaus! Nach fünf Jahren in der Fremdenlegion war er nach Österreich zurückgekehrt, hatte dort sein Studium fortgesetzt und abgeschlossen. Nun war er Hochschulprofessor in Wien.

Wir umarmten uns.

Auf ähnlichem Weg holte ich einen jungen polnischen Deserteur herein und gab ihm etwas Geld. Bis vor wenigen Jahren bekam ich von ihm regelmässig einen Weihnachtsbrief aus New York. Vermutlich ist er inzwischen gestorben.

Brot und Milch

Nach Kriegsende zogen Flüchtlinge und Zwangsarbeiter zu Tausenden an unserem Haus vorbei: Russen, Franzosen, Spanier und Menschen anderer Nationen. Sie kamen auf Lastwagen, mit Pferdefuhrwerken oder zu Fuss. Aus Angst vor Krankheiten waren Kontakte mit ihnen untersagt.

Einmal öffnete sich die Tür. Ein Inder mit einem Turban schaute mich mit grossen Augen an, packte das Brot auf dem Tisch beim Eingang, drückte es an sich und sprang davon. «Lass es ihm», meinte meine Mutter, als ich ihm nachlaufen wollte. Der Flüchtling tunkte das harte Brot in den kleinen Brunnen, setzte sich unter einen Kirschbaum hinter dem Haus und ass den ganzen Laib auf. Als unsere Angestellte am Abend den schlafenden Mann auf Geheiss der Mutter mit einer Heublache zudecken wollte, stellte sie seinen Tod fest. Aus Hunger hatte er zu viel gegessen.

Es war ein solches Elend, dass wir manchmal kaum mehr hinschauen konnten. Die ausgehungerten Flüchtlinge waren nicht ungefährlich. Deshalb hatte ich stets einen Revolver in der Nähe.

Einmal rannte meine Schwester tränenüberströmt ins Haus und schimpfte. Eine ausgemergelte Mutter hatte sie um Milch für ihren Säugling angefleht. Als ihr meine Schwester eine Flasche reichen wollte, schlug sie ihr Zöllner Richard Valentin aus der Hand. Die Flasche zerbrach, und die kostbare Milch floss auf den Boden. Ich konnte es nicht fassen, war doch der Zöllner selber Vater von drei Kindern. «Attendez ici», bat ich die Französin. Wütend nahm ich einen Krug, füllte ihn mit Milch und hielt ihn der Frau hin. Wieder trat der Zöllner dazwischen. Ich bestand darauf, der Mutter die Milch zu geben, und drohte mit meinem Revolver. Da zog Richard seine Pistole.

«Wir werden einander doch nicht wegen ein wenig Milch abknallen», meinte der Zöllner und gab nach. Am Abend tranken wir ein Bier zusammen. Schliesslich waren wir Freunde.

Fantastische und traurige Erlebnisse

Eine Geschichte nahm einen unwahrscheinlichen, geradezu fantastischen Ausgang. Ein amerikanischer Major kam mit seiner Frau und seinen zwei Kindern über die Grenze. Er war im Krieg für den Geheimdienst tätig gewesen. Deswegen wurde ihm empfohlen, seine gefährdete Familie in der Schweiz in Sicherheit zu bringen. Das Asylgesuch wurde angenommen, die Frau reiste mit den Kindern nach Vevey weiter.

Dreissig Jahre später hielt ich mich nach einer Reise durch Südamerika kurze Zeit in New York auf. In einer Bank traf ich zufällig – es ist kaum zu glauben – jenen amerikanischen Major. Wir feierten das Wiedersehen mit einem grossen Fest.

Eine weitere Begegnung bleibt mir unvergesslich: Kurz nach dem Krieg stand der ungarische Kriegsminister an der Grenze und bat mit seiner Familie um Asyl. Er wartete

die Antwort aus Bern in unserem Hotel ab. Der gebildete Mann wusste mehr über den Kanton Graubünden und die Schweiz als ich. Sein Gesuch wurde abgelehnt. Der Ungar musste unser Land mit seiner Familie verlassen. Höflich verabschiedete er sich mit den Worten: «Jetzt werde ich vermutlich hingerichtet.»

Zufällig fiel mir wenige Wochen später in der «Schweizer Illustrierten» ein Bild auf. Es zeigte, wie der ungarische Minister, seine Frau und seine Kinder in Budapest gehängt worden waren. Unglaublich! Was sind das für Menschen, die Kinder aufhängen, weil ihr Vater Kriegsminister war!

Eine Beurteilung der Zeit des Zweiten Weltkriegs ist aus heutiger Sicht nicht einfach. Jedenfalls muss sie auch aus der damaligen Situation heraus betrachtet werden. Vor dem Krieg herrschte in der Schweiz grosse Arbeitslosigkeit. Vielen ging es schlecht. Die Aufträge aus Deutschland, es handelte sich dabei nicht nur um Waffenlieferungen, gaben der Schweizer Wirtschaft Auftrieb. Unsere Politiker mussten ein Stück weit mit Hitler zusammenarbeiten, um zu überleben.

Reiches Leben

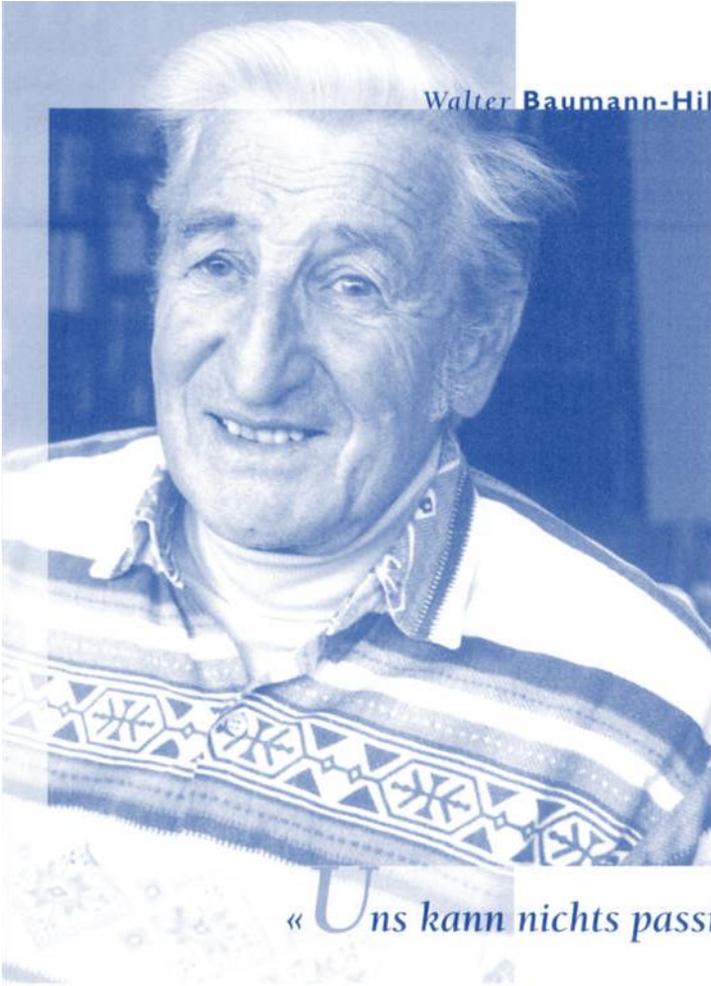
Nach dem Krieg hatte mein Vater grosse finanzielle Probleme. Um das Hotel behalten zu können, musste er innert kurzer Zeit 30 000 Franken aufbringen. Deshalb begann ich, mit Schmugglern zusammenzuarbeiten. Zum einen kaufte ich von den Amerikanern Pneus und verkaufte diese an die PTT. Zum andern belieferte ich italienische Schmuggler mit Zigaretten. Dieser Handel wurde von den Behörden als Export 2 offiziell bewilligt, um die Tabakindustrie anzukurbeln. Nach wenigen Monaten hatte ich das nötige Geld beisammen, mein Vater konnte seine Schulden bezahlen.

Nun war ich frei und konnte meinen eigenen Weg gehen. Vom Kondukteur wurde ich über verschiedene Stellen in Hotels und Umwege über England und Spanien selber zum Hotelbesitzer. Daneben gehören mir ein Bergrestaurant, eine kleine Bank und mehrere Läden. 1961 heiratete ich, wurde Vater dreier Kinder und mehrfacher Grossvater.

Ich hatte ein interessantes, abwechslungsreiches Leben. Als Kind und Jugendlicher musste ich mich durchkämpfen. Das hat mich gestärkt und weitergebracht.

Geld bedeutet mir nicht viel. Ich brauche wenig zum Leben. Auf einem Stück Land baue ich mein Gemüse selber an, ziehe ein Schwein und ein paar Hühner auf. Mehr brauche ich nicht.

Walter Baumann-Hilty



«**U**ns kann nichts passieren»

Ich habe den Zweiten Weltkrieg in der Nähe der Schweizer Grenze miterlebt. Wir waren jung und gelegentlich übermütig, lachten oft und erhofften uns viel vom Leben. Auch im Aktivdienst fühlten wir uns sicher. «Mit so vielen Bunkern kann uns nichts passieren», dachten wir. Angst hatte ich nur in seltenen Augenblicken. Vielleicht, weil ich zu wenig wusste. Rückblickend bin ich überzeugt: Wir hatten Glück.

Einfaches Leben

Geboren bin ich 1923 in Hausen im Zürcher Weinland, aufgewachsen in Schaffhausen, drei Jahre direkt über dem Rheinfall im Schloss Laufen. Für Schule und Ausbildung wurde Dachsen mein Wohnort. Seit 1951 wohne ich in Neftenbach.

Mein Vater war Gärtner, doch während der Krise arbeitete er in der «Aluminium» neben dem Rheinfallbecken. Schlimm war die Zeit seiner Arbeitslosigkeit im Jahr 1936. Noch heute sehe ich seine Lohntüte vor mir. Mit 13 Franken 60 Rappen musste unsere fünfköpfige Familie 14 Tage auskommen. Das Essen bestand vorwiegend aus Haber-mus und Gemüse aus dem Garten. Fleisch gab es selten. Hin und wieder kaufte die Mutter einen halben Kalbs- oder Schweinskopf, damals das billigste Fleisch. Zum Glück fand mein Vater nach wenigen Monaten im Alter von 40 Jahren eine Stelle als Vertreter von «Meyers Modeblatt».

So absurd es tönt: Während des Krieges lebten wir besser als vorher. Für die rationier-ten Lebensmittel bekamen wir pro Person eine bestimmte Anzahl Marken. Damit konnten wir Mehl, Reis, Zucker und sogar Schokolade kaufen.

Es geht los

Am 29. August 1939 waren alle Grenzbrigaden mobilisiert. Wir spürten den Ernst der Lage. Es war unheimlich: Wann wird es losgehen?

Ich erinnere mich gut an den Kriegsausbruch am 1. September 1939. Es war mein erstes Jahr an der Kantonsschule Winterthur. Im Freiturnen rannte ein Pfader herein und rief: «Es geht los! Die Deutschen haben angefangen.» Als der Kriegsausbruch offiziell verkündet und die Wahl Henri Guisans zum General bekannt gegeben wurde, lief es mir eiskalt den Rücken hinunter. Noch heute höre ich den unheimlichen Widerhall der Lautsprecher in der Marktgasse in Winterthur. Mit der allgemeinen Mobilmachung am 2. September wurden jene Soldaten aufgerufen, die in den Aktivdienst einrücken mussten. Obwohl unser Nachbarland Krieg führte, kehrte bei uns bald wieder der All-tag ein.

Nazi-propaganda

Vor meinem Schlafzimmer lag das deutsche Rheinufer. Interessiert beobachteten wir den Bau der Bunker und der Grenzverstärkungen zuerst durch den freiwilligen Grenz-schutz, ab 1938 durch die Armee. Gelegentlich dröhnten die deutschen Lautsprecher

mit Hitlers pathetischen Reden über den Rhein. Er war für uns ein Spinner, den wir nicht ernst nahmen. Es gab auch Leute, die Angst vor ihm hatten.

Wir wussten vom ausgeprägten Patriotismus der Deutschen. Er äusserte sich in Sätzen wie: «Wenn es zum Letzten kommen sollte, sind wir bereit!»

In unserer Klasse gab es einen, der ans tausendjährige Reich glaubte. Er zeichnete deutsche Bomber und Stahlhelme an die Wandtafel. Damit kam er nicht gut an. Nach grossen Siegesmeldungen drohte er uns: «Ihr werdet schon noch drankommen!» Doch wir nahmen ihn nicht ernst.

Zeitung und Radio berichteten von den Erfolgen der Deutschen. Wir konnten es kaum fassen und baten unseren Geschichtsprofessor um realistische Informationen. Nach den Vergleichen mit Napoleons Feldzügen in Russland wurde uns klar: Dieser Riesenraum konnte wohl überrannt, aber niemals überwältigt werden.



Landdienst

In den Ferien half ich Verwandten auf dem Bauernhof. Mein Grossvater hatte mich als ersten Enkel früh in die Arbeiten in Stall und Feld eingeführt. Ich lernte melken, mähen und Garbenbänder legen. Schon als Zweitklässler führte ich Pferde und Wagen mit dem Leitseil. «Bück dich, die reifsten Beeren liegen am Boden!», mahnte jeweils mein Grossvater beim «Wümmet» in der Weinlese.

Wie die andern Klassen leisteten wir Landdienst. Diese Einsätze der Jugendlichen waren eine willkommene Hilfe, da viele Bauern samt ihren Pferden im Aktivdienst weilten.

In der Hoffnung auf Fleisch und frische Eier erinnerten sich Städter an ihre Verwandten und Bekannten auf dem Land.

Geleistete Hilfe

Im Sommer 1942 fuhr ich nach einem Fest mit dem Velo von Winterthur nach Hause. Am Stadtrand begegnete ich einem polnischen Soldaten. Er war nur ein paar Tage älter als ich und hiess Kasimir Singer. Als Kriegsgefangener war er einem Bauern in der Nä-

he der Grenze zugeteilt worden und in die Schweiz geflüchtet. Ich brachte ihn zu meinem Freund nach Winterthur, wo es viele polnische Flüchtlinge gab. Der Vater meines Freundes wollte sich für ihn einsetzen. Spatel vernahm ich von der Ausschaffung des jungen Polen. Mein Nachbar, ein Polizist, musste ihn an die Grenze bringen. Niemand wusste warum. Ich hörte nie mehr etwas von Kasimir.

In jener Zeit wurde in der Presse und in kirchlichen Kreisen erstmals die Vernichtung der Juden erwähnt. Doch konnte sich niemand vorstellen, wie schlimm es wirklich war. Grossartig finde ich, wie zum Beispiel das Cabaret Fédéral in Zürich in zeitkritischen Nummern eindeutig Stellung gegen den Nationalsozialismus bezog. Weniger Mut als manche Kabarettisten und Journalisten zeigten leider gewisse Bundesräte. Wohl teilten viele Leute die Meinung «Das Boot ist voll» und duldeten die Grenzschiessungen gegenüber den Flüchtlingen. Daneben wurde aber mehr Hilfe geleistet, als historisch belegt ist. So hatte der damalige Neftenbacher Pfarrer sein Haus voller Flüchtlinge. Frontier verlangten deswegen seine Abdankung. Doch niemand hörte auf sie.

Wie andere Familien nahmen auch wir von Rotkreuz-Transporten Kinder aus Kriegsgebieten für einige Wochen auf. Ich kann noch heute ein paar ungarische Wörter und holländische Lieder, die ich vom sechsjährigen Ferez aus Budapest und der achtjährigen Elke aus Amsterdam gelernt habe.



Kriegstauglich

1943 bestand ich die Matura. Wenige Tage später rückte ich in die Infanterie-Rekrutenschule in Zürich ein. Ihr Ziel war, uns innerhalb von sechs Wochen kriegstauglich zu machen.

In jener Zeit weilten oft Schweizer Offiziere, vor allem Ärzte, als Delegationen im Kriegsgebiet. Die Ausbildung der jungen deutschen Soldaten war ihnen bekannt. Gezielt steigerten die Instrukturen unsere Ausmärsche. Es machte uns Spass, als Erste einzurücken, nachdem wir draussen auf der Allmend geübt hatten. Zum Marschieren sangen wir vor allem deutsche Marschlieder mit zackigen Melodien.

Obwohl wir den Ernstfall übten, glaubten wir nie an einen Krieg in der Schweiz. Manchmal sagte ich mir: «Das darf doch nicht wahr sein, dass Hitler immer noch gewinnt.»

Fünf meiner Schulkameraden kämpften sogar für Deutschland. Alle überlebten.

Wenig Chancen

Schon vor Kriegsausbruch wurde 1938 der freiwillige Grenzschutz durch die aus Einheimischen bestehenden Grenzbrigaden ersetzt. Dort leistete ich ab 1944 meinen Aktivdienst. Bei einem allfälligen Übergriff hätten wir sofort unsere Stellungen beziehen müssen, um die Grenze bis zum Einrücken weiterer Soldaten zu sichern und nachhaltig zu verteidigen. Doch hätten wir wenig Chancen gehabt. Dies erkannte ich erst 50 Jahre später beim Einblick in die freigegebenen Geheimakten.

Insgesamt leistete ich 324 Tage Aktivdienst, 1944 waren es 189 Tage. Dazwischen konnte ich studieren. Im Grunde genommen war der Bewachungsdienst langweilig.

48 Stunden kamen wir nicht aus den genagelten Schuhen und den Uniformen heraus. Unsere eiskalten Füsse liessen sich kaum mehr erwärmen. Wir sagten Gedichte auf, zählten die Glockenschläge, horchten und beobachteten pausenlos. Wir beneideten Kameraden, die Flüchtlinge angehalten und gerettet hatten.



Einmal sah ich in der Nähe von Stein am Rhein einen weissen Fallschirm blinken und aufs Schweizer Ufer zusteuern. Ich hoffte, ein Fischer oder Zöllner werde den Piloten retten. Aber ein deutsches Sturmboot war schneller. Auf Schweizer Hoheitsgebiet fasseten die SS den Piloten und erschossen ihn in Oehningen. Weder Politiker noch Journalisten wehrten sich dagegen. Presse und Radio schwiegen. Dass die Leute aus Angst vor dem unberechenbaren Hitler derart kuschten, ärgerte mich. Nach diesem Vorfall hätte ich den Bettel am liebsten hingeschmissen.

Kriegsschauspiel

Schon während der RS hatten wir im Appenzellerland die Bombardierung der deutschen Stadt Friedrichshafen beobachtet: den Widerschein der Fliegerabwehr in den Wolken, Feuer und wenig später das Donnernrollen der Detonationen!

Am 1. April 1944 waren wir Zeugen der «irrtümlichen» Bombardierung Schaffhausens durch die Alliierten. Es war ein wunderschöner Tag. Wir sahen, wie die Flugzeuge plötzlich die Richtung änderten und sich der Stadt näherten. Erst fielen Rauchsignale, dann Bomben. Stunden später war ich in der Stadt: ein Trümmerfeld, Staub, 40 Tote in wenigen Minuten! – Beim Einrücken am Sonntagabend griff ein Dienstkamerad in den

Waffenrock, zeigte mir einen grossen Hausschlüssel und murmelte: «Das ist alles, was ich von meinem Haus noch habe.»

Am 17. Juni 1944 wurden wir durch einen dumpfen Knall erschreckt. Vom Südufer der Hemishofer Eisenbahnbrücke stieg dicker, schwarzer Rauch auf. Am andern Rheinufer gingen Fensterscheiben in Trümmer. Der Unglücksort stank tagelang. Für den raschen Einsatz im Ernstfall waren dort schwere Panzerminen auf Brettern festgemacht worden. Diese lagen gestapelt neben einer Baracke in der Nähe des Ausbildungsplatzes Sepling. Ein neues Mitglied der Küchenmannschaft setzte sich ahnungslos darauf, um Kartoffeln zu schälen und brachte alle Panzerminen zur Explosion. In dem Moment marschierte ein Zug Soldaten vorbei. Zehn Wehrmänner fanden den Tod.

Im gleichen Monat kreiste ein unbemannter Bomber über Stein am Rhein. Wir flüchteten in Kaltenbach hinter das Schulhaus. Der führungslose «Liberator» fing sich wieder auf und stürzte dann genau über der Grenze ab. Nie konnten wir in Erfahrung bringen, ob die polnische Besatzung den Absprung in die Schweiz geschafft hatte. Noch heute besitze ich einige «Souvenirs», die ich damals heimlich in die Tasche gesteckt habe. Am Neujahrstag 1945 schauten wir uns die Bombentrichter auf dem Kohlfirst, unserem Ausflugsberg über dem Rheinfall, näher an. Eine Buche samt Wurzelstock lag schräg darin. Plötzlich fielen Bomben auf die Bahn am andern Rheinufer. Erschrocken kehrten wir heim.

Im Februar 1945 wurde Stein am Rhein bombardiert: Es gab Tote und Verletzte, auch Kinder verloren das Leben.

Lehrerdiplom

Nach der RS studierte ich am Oberseminar Zürich. Ich wollte meine Ausbildung unbedingt zusammen mit den Klassenkolleginnen und -kollegen abschliessen. Dies war nicht einfach, weil ich immer wieder einrücken musste. Leider gab es im Dienst keinen ruhigen Ort zum Lesen. Trotzdem schaffte ich es und schloss die Ausbildung zum Primarlehrer kurz vor Kriegsende im Frühling 1945 ab.



Nach verschiedenen Stellvertretungen unterrichtete ich fünf Jahre in Truttikon und war von 1951-1983 Lehrer in Neftenbach. Bereits mit 60 konnte ich mich pensionieren lassen. Ich schätze es, mehr Zeit zum Musizieren, Zeichnen, Malen und für freies Gestalten, den Garten und die Familie mit den sieben Grosskindern zu haben.

Alfred A. Häsler



« *Wer sich informierte,
wusste, was los
war* »

Ein Leben lang habe ich aufgeschrieben, was mich bewegte, und konnte auf diese Weise meine Erfahrungen verarbeiten.

Im Auftrag eines Hilfswerks bereiste ich nach dem Zweiten Weltkrieg verschiedene osteuropäische Länder und organisierte die dringend notwendige Nachkriegshilfe.

Dabei besuchte ich das ehemalige Konzentrationslager Auschwitz.

Versprechen

In den geöffneten Öfen der Krematorien waren noch Knochenreste, Schädel und Asche der zuletzt Verbrannten zu sehen. In weiteren Räumen lagen, ordentlich sortiert, Mädchen- und Frauenhaare, Kleider und Schuhe aller Grössen, Abertausend Brillen, in Metallschalen Goldplomben, die man den Opfern ausgebrochen hatte. Bei diesem Anblick wurde mir bewusst: Darunter sind Haare, Kleider, Schuhe, Brillen, Goldplomben von Menschen, die einmal an der Schweizer Grenze um Einlass gebeten hatten und abgewiesen worden waren.

An den Wänden sah ich auf den Namenlisten der Vergasteten jene meiner holländischen Freundinnen aus der Zeit vor dem Krieg. Bis 1942 standen wir in Briefkontakt. Dann blieb jede Nachricht aus.

Es war furchtbar.



In Auschwitz legte ich ein Versprechen ab: Ich wollte mich mit allen Kräften dafür einsetzen, dass nie mehr etwas so Grauenhaftes wie der Holocaust geschehen kann. Seither habe ich viele Artikel und einige Bücher geschrieben. «Wahrheit verjährt nicht» und «Das Boot ist voll» über den Umgang der Schweiz mit den Flüchtlingen zwischen 1933 und 1945 fanden ein grosses Echo. Letzteres wurde auch verfilmt und hat die Flüchtlingspolitik der Nachkriegsjahre beeinflusst.

Interesse geweckt

Mein soziales Engagement wurde durch das Elternhaus geprägt. Mutter und Vater lebten nach dem biblischen Grundsatz «Was ihr einem der geringsten meiner Brüder getan habt, habt ihr mir getan». Nie verliess uns ein Hausierer, ohne bei uns gegessen zu haben.

Am 19. März 1921 wurde ich in Wilderswil BE geboren. Als ich sechs Jahre alt war, zogen wir nach Gsteigwiler. Meine Mutter war nicht nur fromm und hilfsbereit, sondern auch vielseitig interessiert und sprach oft über Politik. So erregte zum Beispiel der Boykott jüdischer Geschäfte in Deutschland nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten im Frühjahr 1933 ihren Zorn. Sie war überzeugt, Hitler werde ein böses Ende nehmen, weil er die Juden, das Volk Gottes, verfolge. Meine ablehnende Haltung zum nationalsozialistischen Regime wurde durch das «Braunbuch» bestätigt, das mir 1935 bei der Grossmutter zufällig in die Hände kam. Es war 1933 in Basel erschienen und enthielt Berichte und Fotos von verhafteten, gefolterten und ermordeten Gegnern Hitlers, Sozialisten und Kommunisten im Dritten Reich.

Wichtig war für mich auch mein Lehrer Albin Stähli. Er unterrichtete spannend, unterhaltend, abwechslungsreich und weckte mein Interesse für Bücher, Musik und Politik. 1935 lud er einen deutschen Emigranten, der vor Hitler flüchten musste, in die Schule ein. Dieser erzählte von seiner Verhaftung durch die Nazis, der Einlieferung in ein Konzentrationslager, von der schweren Arbeit und dem ungenügenden Essen. Wir erfuhren, wie er und seine Kameraden geschlagen worden waren, einige so, dass sie an ihren Verletzungen starben.

Wegweisend wurde Lehrer Stähli auch für meine Berufsbildung. Dank seiner Vermittlung konnte ich 1936 ohne Sekundarschule die Lehre als Typograf in der Druckerei «Oberland» in Interlaken aufnehmen.

Antisemitismus

Die Bevölkerung war nicht besonders deutschfreundlich. Viele befürchteten die Vereinnahmung durch den «grossen Bruder». Andererseits war der Antisemitismus in der Schweiz ziemlich stark verbreitet. Eine Frage liess mich nicht mehr los: Wie konnten Christen, die sich auf die Frohe Botschaft des Juden Jesu und seiner jüdischen Jünger beriefen, das Volk Gottes durch fast zwei Jahrtausende immer wieder grausam verfolgen, vertreiben, töten?

Durch Bücher, Radio und Zeitungen informierte ich mich über das Weltgeschehen, studierte Hintergründe und Zusammenhänge. Schon als Lehrling nahm ich an politischen Diskussionen teil, schrieb Artikel für die Lokalzeitungen und hielt Vorträge in der Berufsschule.

Mit Unbehagen verfolgte ich Hitlers Einmarsch in Österreich im März 1938 und den Anschluss des Landes an das Deutsche Reich. Tausende von österreichischen Juden wurden im gleichen Monat an der Schweizer Grenze erbarmungslos zurückgewiesen. Dass Polizeihauptmann Paul Grüniger in St. Gallen Juden hereinliess, kostete ihn die Stelle.

Über das, was in Österreich geschah, konnte es keine Zweifel geben. In der Wochenzeitung «Nation» vom 23. Juni 1938 war zu lesen: «Eine derart ununterbrochene Orgie der Judenhetze hat es seit den finsternen Tagen des Mittelalters nicht mehr gegeben.» In der Wochenschau sah und hörte ich Hitler Tausenden Menschen zurufen: «Sollte es erneut zu einem Krieg kommen, wird es an seinem Ende keine Juden mehr geben.» Das Volk klatschte begeistert. Ich war entsetzt und hoffte, Hitler werde sich nicht lange halten können.

Krieg

Am 28. August 1939 reisten meine vier holländischen Freundinnen in grosser Angst überstürzt aus Gsteigwiler ab, wo sie mehrmals ihre Ferien verbracht hatten. Auf Wanderungen, Bootsfahrten und abendlichen Spaziergängen waren wir Freunde geworden. Am Bahnhof Wilderswil umarmten wir uns zum Abschied.

Briefe hielten bis 1942 die Freundschaft aufrecht. In ihrem letzten Brief berichtete Nel Delhaas, ihre Eltern hätten wie viele andere Menschen abreisen müssen. Auch sie werde Holland verlassen müssen und hoffe, einige Bücher mitnehmen zu können.

Am 1. September 1939 verteilte ich in Interlaken Flugblätter mit der Meldung des Kriegsausbruches. Im April 1940 bestand ich die Lehrabschlussprüfung und bildete mich 1941 zum Maschinensetzer aus.

Mit Spannung, Zorn und Trauer verfolgte ich das Kriegsgeschehen im Ausland und die teilweise widersprüchliche, anpasserische Politik mancher Schweizer Behörden. In Glossen und Artikeln, sogar in einer eigenen «Zeitung» gab ich meinen Gefühlen und Gedanken zum Krieg und zum Geschehen in der Schweiz Ausdruck. Daneben ging mein Leben äusserlich wie gewohnt weiter.

Verpflichtung

Stark beschäftigte mich in jener Zeit die Haltung der Kirchen. Für mich ist die biblische Botschaft mit der Verpflichtung zum Handeln verbunden. Deshalb konnte ich die schier vorbehaltlose Unterstützung des nazistischen Regimes durch viele deutsche Christen nicht verstehen. Auch die seltene Kritik der meisten Schweizer Kirchenbehörden zu Regime und Krieg der Nazis sowie ihr betretenes Schweigen zu den bekannt werdenden Gräueln befremdeten mich.

Neugierig, aber ohne Illusionen, rückte ich am 6. Juli 1942 in die Rekrutenschule in Freiburg ein. Die körperlichen Anstrengungen liessen wenig Kraft für die Ereignisse



ausserhalb der Kaserne übrig. So nahm ich zum Beispiel auch vom tragischen Geschehen an der Schweizer Grenze im August 1942, als Abertausende jüdischer Flüchtlinge zurückgewiesen wurden, kaum Kenntnis. Dagegen wurden wir laufend über das Kriegsgeschehen informiert. Mehrmals leistete ich Aktivdienst im Funkerzug des Gebirgs-Infanterie-Regiments 17. Als sich die Niederlage des Dritten Reiches abzeichnete, atmete ich auf.

Der Kritik einer späteren Generation an der Zeit des Aktivdienstes mag ich mich nicht anschliessen. Die ständige Bedrohung durch die Nazis und das Wissen, was in den besetzten Ländern geschah, machten die Schweiz bei allen Mängeln zu einem Hort, wo Freiheit und Menschlichkeit noch Platz hatten. «Wenn die Deutschen kommen, werden wir schiessen!», lautete die Losung in unserer Einheit. Sie hatte ihren Sinn.

Flüchtlingsdrama

Von Mai bis Dezember 1943 übernahm ich die technische Leitung der Buchdruckerei «Oberland», wo ich drei Jahre zuvor die Lehre abgeschlossen hatte. In der von mir neu gestalteten Zeitung fand das Flüchtlingsdrama den ihm gebührenden Platz. Im Sommer 1943 lernte ich an Veranstaltungen Gertrud Kurz, Regina Kägi-Fuchsmann und Pfarrer Paul Vogt kennen, die sich engagiert für die Flüchtlinge einsetzten. Ihre Berichte über die Deportationen der Juden und deren fürchterliches Schicksal in Osteuropa, vor allem aber die Menschen verachtende Flüchtlingspolitik des Bundesrates erschütterten und empörten mich.

Ab Januar 1944 arbeitete ich als Maschinensetzer bei der Genossenschaftsdruckerei in Zürich. Durch einen Prospekt vernahm ich vom «Schulungskurs für fürsorgliche Hilfskräfte in der Nachkriegszeit» und meldete mich an.

Endlich konnte ich meinen Wunsch nach einer aktiveren sozialen Tätigkeit umsetzen. Von den gut vierzig Kursteilnehmern kamen die Hälfte aus der Schweiz, die andern aus Flüchtlingslagern. Die meisten von ihnen waren jüdischer Herkunft und ihrer politischen Haltung wegen verfolgt worden. Während des Krieges hatte es sie oft in letzter Minute auf verschiedensten Wegen in die Schweiz verschlagen. Von den erlittenen Verfolgungen deutlich gezeichnet war zum Beispiel der jüdische Freund Max Ansbacher. Wenn er von den Angstschreien der zur Deportation in Viehwagen eingeschlossenen Kinder, Frauen und Männer berichtete, begann seine Stimme zu zittern und zu stocken, als würge ihn etwas im Hals.

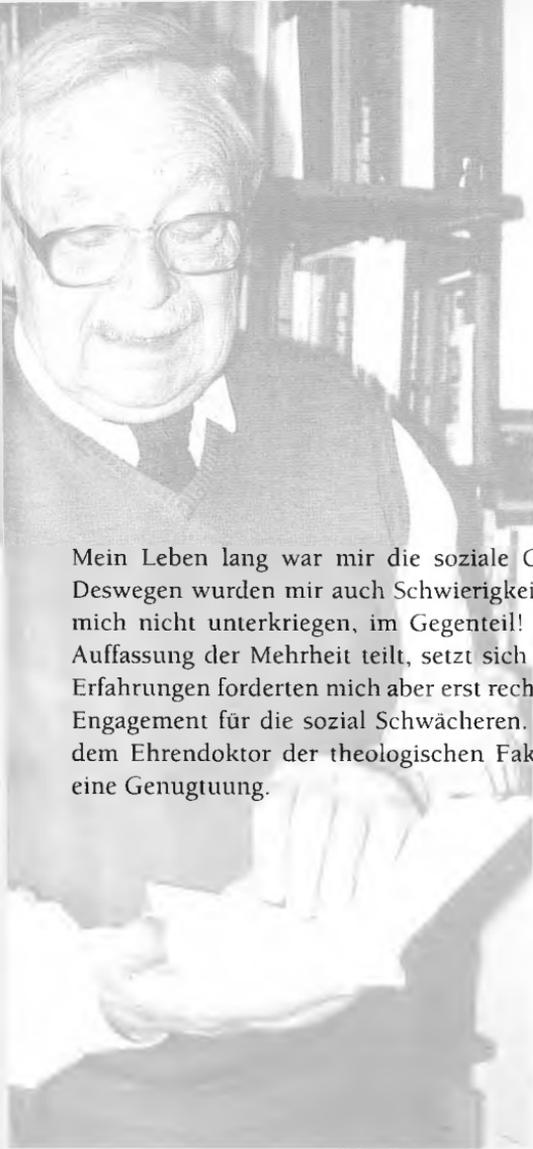
8. Mai

Am frühen Abend des 8. Mai 1945 weilte ich mit einigen Flüchtlingen und Schweizern auf der Bürkliterrasse in Zürich. Von allen Kirchen dröhnte dunkles Glockengeläute. Abertausende drängten sich am Bürkliplatz, auf der Brücke und auf dem Bellevueplatz. Viele umarmten sich, lachten und weinten vor Freude.

Später stiessen wir mit Rotwein auf den Frieden an. Und doch wollte keine rechte Freude aufkommen. «Werden wir noch Angehörige vorfinden, Vater, Mutter, Geschwister, die nicht hatten fliehen können?» Diese Frage beschäftigte vor allem die Freunde aus Osteuropa.

Unmittelbar nach dem Krieg bereiste ich im Auftrag der Osteuropahilfe und von Zeitungen Jugoslawien, Montenegro, Bulgarien, die Tschechoslowakei und Polen. Ich musste abklären, was am dringendsten benötigt wurde und wo die Mittel aus der Schweiz am wirkungsvollsten eingesetzt werden konnten.

1946 und 1947 begleitete ich mehrere Transporte mit Hilfsgütern für Kinderheime und Familien nach Polen. Dort lernte ich Zofia Pawliszewska kennen. Die 25-jährige Abteilungsleiterin der politischen Frauenorganisation hatte während des zweiten Aufstandes im Warschauer Getto unter Lebensgefahr jüdische Frauen, Männer und Kinder aus dem Zentrum der Stadt durch die Kanalisation in einen Aussenbezirk geführt und so vor dem Zugriff der Nazis gerettet. Am 8. Mai 1948 heirateten Zofia und ich in Warschau.



Mein Leben lang war mir die soziale Gerechtigkeit ein wichtiges Anliegen. Deswegen wurden mir auch Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Doch ich liess mich nicht unterkriegen, im Gegenteil! Es ist nun einmal so: Wer nicht die Auffassung der Mehrheit teilt, setzt sich Kritik und Feindschaft aus. Negative Erfahrungen forderten mich aber erst recht heraus und stärkten mich in meinem Engagement für die sozial Schwächeren. Die Auszeichnung meiner Arbeit mit dem Ehrendoktor der theologischen Fakultät der Universität Zürich war mir eine Genugtuung.

Die Herausgabe dieses Buches wurde ermöglicht dank Beiträgen:
der Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus,
der Evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich
der Romisch-Katholischen Zentralkonferenz der Schweiz (RKZ)

Umschlag: Foto Anonymus, Archiv für Zeitgeschichte, Zürich

Gestaltung: Atelier Duc, Zürich

Druck: Fotorotar AG, Egg

Lektorat: Hanna Burkhardt

©2000 SJW Schweizerisches Jugendschriftenwerk, Zürich
Abdruck des Inhalts, auch auszugsweise und fotomechanisch,
nur mit Einverständnis des Verlags

ISBN 3-7269-1002-6



Als Primarschülerin liebte ich die Geschichte. Ich malte mir aus, wie die Menschen früher gelebt hatten, wie sie dachten und fühlten. In der Oberstufe und im Lehrerinnenseminar ging diese Begeisterung verloren. Die Texte im Geschichtsbuch hatten nur noch wenig mit mir und meinem Leben zu tun. Später weckten die Geschichtsbücher meiner fünf Kinder das Interesse für die Vergangenheit wieder. Unterdessen hatte ich meinen Jugendtraum wahr gemacht und mit Schreiben begonnen: Ich verfasse Texte für Zeitungen und Zeitschriften, plane und redigiere Informations- und Fachblätter. Meine Vorliebe gilt jedoch den Menschen und ihren Geschichten. Mit Neugier, Respekt und Anteilnahme begegnete ich den vorwiegend alten Frauen und Männern und ihren Erfahrungen aus dem Zweiten Weltkrieg. Durch diese Zeugen ist für mich ein Zeitabschnitt der Geschichte lebendig geworden.

Monika Fischer, Autorin und Fotografin